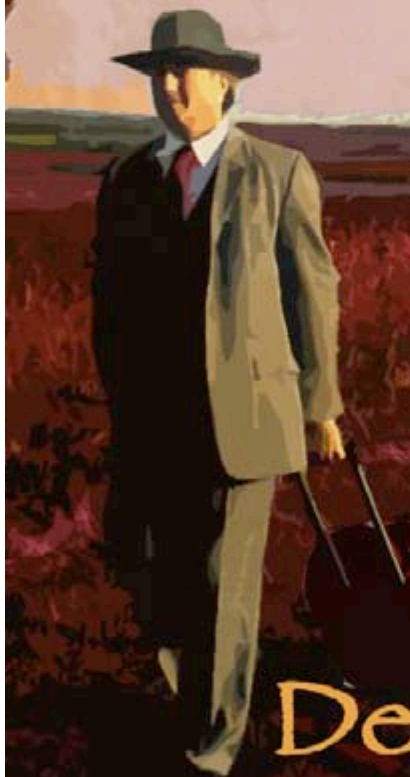


Daniel Carinsson-G'Kay

Folgen #001 - #010



Baro Drom  
Der lange Weg

Der erste Fall des Adam Wischnewski

# BARO DROM

## Der lange Weg

Der 1. Fall des Adam Wischnewski

Daniel Carinsson-G'Kay

Folgen #001 - #010

## Adam

„Eigentlich hat alles mit einem Anruf angefangen. Ich wollte gerade in eine Raststätte gehen, so ein Autogrill, irgendwo zwischen Udine und der Grenze zu Österreich. Im Dreiländereck. Italien hinter mir, Österreich vor mir und rechts wäre es nach Slowenien gegangen. Richtung Balkan. Aber ich wollte nach Österreich. Damals.

Mein Nachbar war dran: ‚Wo bist Du gerade? Da sind irgendwelche Männer an Deine Tür. Ich glaube sind schon drin. Die sind irgendwelche Offizielle glaube ich. Aber ich weiß nicht. Die sprechen nicht mit mir.‘ Er klang etwas irritiert, aber nicht übermäßig aufgeregt, während er mir am Telefon schilderte, dass meine Wohnung gerade von fremden Menschen geöffnet und betreten wurde. Ich glaube ihn beschäftigte vor allem die Frage, wer die sein könnten. Und dass die Herrschaften ihm darüber keine Auskunft hatten geben wollen, kränkte ihn zweifellos. Ich hätte ihm alle Antworten geben können, aber ich habe nur ein ‚Aha‘ gemurmelt.

Mein Nachbar – also mein Ex-Nachbar um genau zu sein – war ein absolutes Unikat. Er und seine Frau waren so wunderbar normal und gleichzeitig völlig verrückt. Sie kam aus Kroatien, er aus Serbien, sie lebten beide seit zig Jahren in Wien. Er hatte ein Geschäft in dem er Küchen verkaufte. Ich weiß ehrlich gesagt gar nicht genau wo, jedenfalls an irgendeiner Hauptstrasse in einem der weniger großartigen Stadtteile. Ich hab mich immer gewundert, wie man in so einer Lage überhaupt Küchen verkaufen konnte. Konnte man auch gar nicht. Vielleicht alle 3 Monate mal ein Regal. Das Geschäft war nämlich gar nicht das Geschäft. Das eigentliche hat mein Nachbar gemacht, indem er Mahagonitreppen für Penthäuser entwarf und baute. ‚Serbischen Mahagoni‘, hat er das immer genannt, ein Edelholz vom Balkan. Den serbischen Namen kann sich aber kein Mensch merken. Oder er designte Marmorküchen für die Wiener Apartments arabischer Prinzessinnen. Mit ‚serbischem‘ Marmor natürlich.

Also er war sozusagen einer der heißesten Geheimtipps unter den Wiener ‚Oberen Zehntausenden‘, wenn es darum ging, schnell, individuell und, im Vergleich, doch irgendwie scheinbar günstig, Häuser, Dachgeschosse, Wohnanlagen und so weiter zu verschönern und zu veredeln. Mein Nachbar kannte wirklich viele, und auch wirklich viele sonderbare Menschen. Persönlichkeiten. Und das Tollste war, er konnte davon in einer farbenfrohen Lebendigkeit berichten, dass wir häufig saßen und lauschten, wie Kinder in einer Vorstellung von ‚Tausend und einer Nacht‘. Mit der Zeit lernten wir anhand des Gesichtsausdrucks seiner Frau den jeweiligen Übertreibungsgrad festzustellen. Was dem Ganzen eine zusätzliche unterhaltsame Dimension verlieh. Fernsehen haben wir damals definitiv nicht gebraucht.

Ich hab mich später öfters gefragt, ob vielleicht alles anders gekommen wäre, wenn ich zuhause gewesen wäre. Wenn ich gleich mit dem Gerichtsvollzieher hätte sprechen können bevor er die Schlösser an meiner Wohnung ausgetauscht und bevor er meine Frau angerufen hätte. Aber eigentlich glaube ich nicht.

Es hatte ja auch nichts geändert, dass es mir erstaunlicherweise noch am selben Abend gelungen war, das ausständige Mietgeld von Freunden und Bekannten auszuleihen und schon am nächsten Morgen die Schlüssel wieder zu bekommen. Sie war weg und ich war pleite. Mit beidem hatte der Gerichtsvollzieher im Grunde ebenso wenig zu tun, wie der Anruf meines Nachbarn. Im Nachhinein betrachtet hätte also gleich nach rechts fahren können. Damals.“

Adam hüstelte ein gedämpftes Lachen. Längere Erzählungen waren noch nie seine Stärke gewesen. Er blickte wieder in ihre graublauen, messerscharfen Augen.

## **Aleksandar**

Als Aleksandar den mit schwarzem Marmor verkleideten Gebäudekomplex in Bukarests Bankenviertel verließ bebte er. Die Empfangsdame hatte für ihn ein Taxi gerufen, aber er konnte jetzt nicht in einem geschlossenen Auto sitsitzen. Er wollte laufen. Er ging mit energischen Schritten die Straße bis zur nächsten Kreuzung, bog dann rechts ab, Richtung Stadtzentrum. Er begann schneller zu gehen, dann zu rennen. Er wollte schreien, jubeln, tanzen. Musik, wo war die Musik? Im Film wäre jetzt ein epochales Titelthema zu hören gewesen. Er hörte es, er sang es. Er kam zur nächsten Kreuzung, blieb kurz stehen, dann ging er wieder gemessenen Schrittes weiter.

Kein Zweifel, heute war der wichtigste Tag seines bisherigen Lebens. Heute war wichtig gewesen. Er hatte die Zukunft gesehen. Und die Zukunft war gut gewesen. Perfekt.

Aleksandar Ivanesceau ist zweiter Bürgermeister seines Heimatortes Dorohoi. Dorohoi ist zwar nur ein wenig bedeutender Ort unweit der ukrainischen Grenze, mit nicht einmal 5.000 Einwohnern, aber er ist idyllisch gelegen und hat eine bewegte Vergangenheit, die in einigen sehenswerten Gebäuden und vor allem in einem mittelalterlichen Kloster, sichtbar dokumentiert ist. Eine Tatsache, die – davon ist Aleksandar überzeugt – Dorohoi in nicht allzu ferner Zukunft zu einem hochattraktiven Touristenzentrum machen wird.

Mit seinen 31 Jahren hat Aleksandar schon vergleichsweise viel erreicht. Er hat ein Volkswirtschaftsstudium an einer der renommiertesten Universitäten des Landes abgeschlossen, führt seit dem Herzinfarkt seines Vaters den elterlichen Gastwirtschaftsbetrieb mit ansehnlichem Erfolg, er ist stellvertretender Vorsitzender der örtlichen konservativ-demokratischen Partei und eben 2. Bürgermeister.

Dennoch hatte er bis jetzt immer das Gefühl gehabt, dass ihm etwas vorenthalten worden war. Zu Ceausescus Zeiten hatten es die beiden

jüngeren Brüder seiner Mutter als hohe Parteifunktionäre zu direktem Kontakt nach ganz oben gebracht. Mit seiner Intelligenz, seinem Fleiß und diesen Verbindungen, wäre er heute sicherlich nicht nur 2. Bürgermeister einer Provinzgemeinde. So hörte er es oft flüstern, wenn er in sich hineinhorchte.

Auch als er am heutigen Morgen mit dem Taxi vom Bahnhof zu seiner Verabredung gefahren war, kam er an einigen dieser beeindruckenden Jahrhundertwende-Villen vorbei, wie sie auch seine Onkel bewohnt hatten. Und wieder hatte er kurz diesen unterschwelligem Zorn gefühlt, diesen Stachel, dass ihm rechtmäßig solch eine Residenz zugestanden hätte.

Nicht dass er die alten Zeiten zurückwünschte. Er verstand sich als überzeugten Demokraten und er hatte bei diversen Gelegenheiten, wie Parteiveranstaltungen, bereits selbst Vorträge gehalten, über die notwendige innere Erneuerung auf dem Weg nach Europa. Die europäische Union, überhaupt sein Lieblingsthema. Viele in seinem Bekanntenkreis waren skeptisch, zum Teil ablehnend, machten sich mitunter sogar große Sorgen über den EU Beitritt. Er nicht. Er war ein Fan. Vielleicht der größte EU Fan in Rumänien überhaupt. Und heute hatte er den ersten großen Schritt gemacht, um die Fangemeinde für die Europäische Union in seiner Heimat gewaltig zu vergrößern. In Wahrheit war er heute in einer Mission für die EU unterwegs.

Er hatte noch einmal große Zweifel gehabt, ob er dieser Mission gewachsen sei, als er am Morgen vor dem großen Gebäudekomplex aus dem Taxi gestiegen war. Sicher, mit den Leuten, die jetzt auf ihn warteten, hatte er bereits telefoniert, E-Mails, Schriftsätze und Briefings ausgetauscht, aber nun würde er ihnen gegenüberstehen. Hatte er seine Vision fremden Menschen überzeugend genug vermitteln können? Was, wenn das Ergebnis nicht seinen Erwartungen entsprach? Diese Personen machten Geschäfte in London, Paris, Berlin, Moskau,

Washington. Konnte er, der zweite Bürgermeister aus Dorohoi, diese Leute kritisieren, verbessern gar?

Die Empfangsdame hatte ihn sehr höflich begrüßt, ihm einen Kaffee angeboten, seinen Mantel fort getragen. Die Herrschaften seien gleich für ihn bereit hatte sie ihm mitgeteilt. Sie hatte ihn nach der Reise gefragt, ob er sich in Bukarest auskenne und er hatte ein wenig von seinem Studium erzählt. Sie war hübsch, schlicht aber elegant gekleidet und sie hatte eine gewisse Natürlichkeit, die seine Anspannung löste. Schließlich lachten sie über den Verkäufer eines mazedonischen Feinkostladens, den sie zufällig beide kannten und sie erzählte ihm, dass ihr Chef heute wohl etwas aufgeregt sei, wegen des wichtigen Termins mit ihm. Er sei sogar eine Stunde früher als gewöhnlich ins Büro gekommen. „Wegen des wichtigen Termins mit ihm“, der Satz glitt noch Stunden nach der Begegnung durch seine Gedanken, wie einer der großen Schoner in deren Segel sich die abendliche Sonne in wärmendem Weiß reflektiert. Schon als Kind, im Urlaub mit den Eltern, hatte er diese majestätisch dahin gleitenden Schiffe stundelang beobachtet.

Sein wichtiger Termin war gut gewesen. Perfekt. Er hatte die Zukunft nicht nur gesehen, er hatte sie gestaltet. Es war seine Zukunft. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl eine eigene Zukunft zu haben. Er hatte sie jetzt in der Hand. Er würde sie nicht wieder hergeben.

Jetzt, rief er sich selbst ein Taxi.

## **Mirijam**

„Eine Eigenschaft, mit der ich mich schon öfters selbst überrascht habe, ist ja eigentlich mein Talent Probleme zu lösen. Lösen ist vielleicht das falsche Wort. Was ich meine ist, dass ich aus

problematischen Situationen immer wieder sehr schnell einen Weg zum Weitermachen finde. Es scheint fast so, dass diese Fähigkeit zunimmt, je größer die Probleme sind. Komplette Katastrophen sind für mich eigentlich immer wieder sehr gute Startpositionen gewesen. An den Tagen, nach meiner Rückkehr aus Italien, war das ganz und gar nicht so. Es waren die grauesten Tage, an den ich mich erinnern kann und außerdem noch so durchdringend regennass, dass ich das Gefühl hatte, die Tropfen würden wie Blei an mir herunter laufen und jeden Gedanken mit sich in die schwarze Kanalisation ziehen.“

Adam blickte aus dem Fenster des Kaffeehauses, gegen das auch jetzt große, wuchtige Regentropfen prasselten. Er verfolgte sie auf ihrem verwirrenden Weg die Scheibe hinunter, dann beobachtete er die Rinnsale, die sich draußen auf dem Gehweg und auf der Straße bildeten, bis sie in einem Gully verschwanden. Es schien, als suche er seine weggeschwemmten Gedanken von damals.

Mirjam beobachtete ihn still, ohne ihn zum Weiterreden zu drängen. Ihr Blick folgte dem seinen, auch sie ließ ihn eine Weile ruhen auf den Flüssen und Strömen, die sich en miniature auf dem Glas bildeten. Dann betrachtete sie wieder sein Gesicht. Er hatte sich in über 15 Jahren auf den ersten Blick nicht sehr verändert. Sie versuchte sich Bilder aus ihrer gemeinsamen Zeit vorzustellen, und zu vergleichen. Vielleicht lag es daran, dass er schon mit Ende zwanzig älter gewirkt hatte. Nicht körperlich, aber seine Ausstrahlung hatte immer etwas ruhiges, seriöses, sehr Erwachsenen gehabt. Sie musste schmunzeln. Nur zu gut wusste sie, wie sehr sein Vernunft geprägtes Erscheinungsbild seinem wirklichen Wesen widersprach. Sie kannte kaum jemanden, der sich seine kindlichen Träume, seine klare Vision von Glück, so unverfälscht erhalten hatte, wie Adam. Und wiederum kaum jemanden, der so darunter litt, dass Vorstellung und Wirklichkeit so gar nicht zusammenpassen wollten. Dass Lebensplan und Lebensweg beinahe diametral auseinander zu laufen schienen. Oder gar parallel, ohne die Chance sich je zu berühren.

Er hatte ihr einmal erzählt, dass er zu der Überzeugung gelangt sei, die Zukunft beeinflussen zu können. Sobald er sich von etwas eine konkrete Vorstellung machte, könnte man gewiss sein, dass genau das nicht passieren würde. Er habe sogar schon darüber nachgedacht, ob er diese Gabe nicht zum Wohle der Menschheit einsetzen könnte. Bräuchte er sich doch zum Beispiel nur den dritten Weltkrieg in allen Details genau auszumalen und man könne davon ausgehen, dass es diesen Krieg niemals geben würde.

Sie hatte von Anfang an ein Faible für seinen feinen Zynismus gehabt und sich damals köstlich über diese absurde Vorstellung amüsiert. Heute war sie sich nicht mehr sicher, ob er es nicht einfach Wort wörtlich so gemeint hatte.

Sie saßen schon eine ganze Weile in dem Kaffeehaus, das, wie viele andere in Wien, den Charme eines Ortes, der erkennbar schon bessere Zeiten gesehen hatte, geradezu provokant ausspielte. Adam erzählte nur sehr sporadisch kurze Episoden, zwischendurch immer wieder in Gedanken versinkend. Aber sie hatte keine Eile. Sie genoss es, die Atmosphäre fast körperlich spürbarer Vergangenheit zu inhalieren und ihren Gesprächspartner zu beobachten. Sie hatten sich sehr lange nicht gesehen und sie suchte mit spielerisch sportlichem Ehrgeiz nach den kleinen und größeren, den deutlichen und den fast unsichtbaren Zeichen der Zeit in seinem Gesicht, seinen Händen. Sie fand und registrierte genau die kleinen Narben, deren Ursprung sie sich vorzustellen versuchte, während sie aus seinen Erzählungen die Quellen der größeren Narben heraushörte.

In der Mitte des hohen Raumes, dessen Stuck verziertes Firmament von einem gewaltigen Kristalllüster dominiert wurde, standen und saßen drei Musiker. Ein wenig eingezwängt, zwischen einer Ziersäule aus künstlichem Marmor, einem hoch gewachsenen Fikus und der Rückwand des mittig im Raum platzierten Kuchenbuffets, spielten ein Pianist, ein Geiger und ein Kontrabassist einen breiten Mix aus den

unvermeidlichen Wienerwalzerklassikern von Vater und Sohn Strauss, aus mal mehr, mal weniger passenden internationalen Jazzstandards und volksmusikalischen Auszügen aus der reichlich gefüllten Schatulle der böhmisch-mährischen, K&K österreichischen und ungarischen Tradition.

All das überzuckerten sie mit einer dicken Glasur aus musikalischem „Wiener Schmah“, dieser besonderen Art hörbarer Gelassenheit, bei der man immer ein wenig das Gefühl hat, es kämen alle Einsätze etwas zu spät, dann aber doch gerade noch rechtzeitig – was in Wien für Kellner wie für Musiker gleichermaßen zutrifft. Ausgeglichen wurde diese kunstvolle Schleißigkeit durch die virtuose Verspieltheit, die sich nur Zigeunermusiker erlauben können, ohne aufdringlich zu wirken, da sie es verstehen, ihr Können mit einem legeren Selbstverständnis zu präsentieren, dass es gar nicht weiter auffällt.

Auf diese Weise wurde aus der bunt zusammengemischten Melange unterschiedlichster Musik- und Stilrichtungen ein gleichmäßiger, durchaus angenehmer Klangteppich, in dem sich Donauwalzer, „Dritter Mann“ und Gershwin so nonchalant miteinander verwoben, als seien sie ein und demselben Komponisten irgendwo in einer Stube in der Herrengasse aus der Feder geflossen.

Das ganze tonale Webstück passte zu diesem Kaffeehaus und zu Wien im Allgemeinen genauso vollkommen, wie der überdimensionierte Lüster an der Decke oder der penetrant unfreundliche Kellner.

„Es waren nicht einmal schlechte Gedanken in mir“, fuhr Adam fort. „Lustig, dass man unter ‚gedankenlos‘ eigentlich so etwas wie unachtsam versteht. Ich war damals im wahrsten Sinne gedankenlos. Ich hatte einfach keine mehr. Ich wollte auch nicht denken. Dass ich dann irgendwann in irgendeinem Lokal im 16. Bezirk gelandet bin, war purer Zufall. Viele Musiker wohnen im 16. und ich habe oft welche dorthin gebracht oder von dort abgeholt. Wahrscheinlich auch mal von

diesem kleinen Restaurant. Es hieß „Café Derwisch“ - heißt übrigens auch heute noch so. Es gibt dort exzellente türkische Küche – nicht dass ich das damals bemerkt oder dass es mich interessiert hätte – und Live-Musik. Nicht nur türkische, sondern auch mazedonische, serbische, kroatische und alles, was man so landläufig unter ‚Balkan‘ versteht. Eben aus den Regionen, durch die man kommt, wenn man von Wien auf dem Landweg in die Türkei fährt. Das Lokal wird von Immigranten der 2. Generation geführt. Alles waschechte Wiener, sobald sie den Mund zum Reden aufmachen.“ Er schmunzelte.

„Aber diese Kids sind natürlich jeden Sommer mit ihren Eltern ‚nach Hause‘ gefahren. 20 Stunden über den Autoput, Slowenien, Kroatien, Serbien, Mazedonien, alles zu sechst oder siebt in einem uralten Mercedes. Und die, die musikalisch sind – und das sind ziemlich viele – haben unterwegs einfach Eindrücke gesammelt. Einmal alles. Für die kommt ihre Volksmusik aus dem gesamten Balkan. Und der reicht bis nach Istanbul und weiter. Naja, letztlich kommt ja das meiste auch von daher. So wächst dann nach 1000 Jahren Separatismus und Kriegen irgendwie wieder zusammen, was mal zusammen gehört hat. In Wien.“ Er blickte mit einem Kopfschütteln zu dem pseudohistorischen Kristalllüster über ihnen.

„Anyway“, dachte sich Mirijam und musste grinsen, früher hätte er genau jetzt ‚Anyway‘ gesagt, ganz business-like und immer dann, wenn sich seine Gedanken verselbstständigt hatten und auf Abwege geraten waren und er, sobald er es bemerkt hatte, rasch wieder den eigentlichen Faden aufgreifen wollte. Aber „Anyway“ kam nicht. Sein Blick verharrte eine Weile auf dem Lüster, und wanderte dann die mit – vielleicht sogar echtem –Stuck verzierte Decke entlang. Mirijam betrachtete seine Augen.

Sie hatten sich wirklich sehr lange nicht gesehen. Er war überrascht, über die Vertrautheit. Sie hatte die Jahre überdauert, ohne auch nur ein

wenig an Intensität zu verlieren. Als wäre sie direkt aus der Vergangenheit überggesprungen. Es verwirrte ihn. Die Nähe, dieses Gefühl, dass es erst gestern gewesen sei. Mirijam an sich. Er hatte sie nicht erwartet, nicht einmal an sie gedacht. Natürlich nicht. So ist das mit Zufällen, man denkt nicht an sie, man erwartet sie nicht. Er versuchte sich selbst zu überzeugen, dass es normal sei, von Zufällen überrascht zu werden. Es gelang ihm nicht. Der ganze vergangene Abend erschien ihm sonderbar unreal. In seiner Zufälligkeit erschreckend zielstrebig.

Er hatte ein kurzes Treffen in dieser Hotellobby gehabt und als er gerade gehen wollte, hatte er sie an der Rezeption stehen sehen. Er wusste dass sie es war, obwohl er sie nur aus dem Augenwinkel und von hinten gesehen hatte. Während er sie noch einen kurzen Moment betrachtet und überlegt hatte, wie er sie ansprechen sollte, schien sie seinen Blick schon gespürt zu haben. Sie hatte sich umgedreht und ihn angelacht.

„Adam! Und ich wollte in Wien schon nach Deinem Grab suchen.“

Dann waren sie zusammen im Restaurant des Hotels Essen gegangen, dann in die Hotelbar, dann auf ihr Zimmer. Er hatte ihr nicht die Stadt gezeigt, sie hatte ihn nicht danach gefragt. Sie hatten damals hunderte von Städten zusammen besucht, sie waren hauptberuflich Reisende gewesen. Gemeinsames Sightseeing war indiskutabel.

Sie waren immer so gewesen. Mirijam war in seinem Leben die einzige Frau gewesen, bei der er nicht denken musste. Kein pro und contra abwägen, keine Gedanken über die Zukunft. Mirijam war für ihn das personifizierte Präsenz. Das hier und jetzt. Ohne Rücksicht auf die Vergangenheit ohne Blick in die Zukunft. Eine gemeinsame Zukunft hatten sie sich nie ausgemalt und auf diese Weise eine gewaltige Menge gemeinsamer Vergangenheit gesammelt.

„Anyway, einen der Musiker, die an diesem Abend dort gespielt hatten, den Drummer, kannte ich von irgendwoher. Ich wusste nicht mehr von woher, nicht mal mehr seinen Namen. Ich wusste, dass er zu einer der weit verzweigten Romafamilien gehörte, die über die ganze Stadt verteilt, in unzähligen Bands, Kapellen, Formationen spielten. Ein Onkel war, glaube ich, sogar Leiter der Wiener Sängerknaben. Und ich erinnerte mich, dass er reden konnte wie ein Maschinengewehr, so dass mein erster Impuls war wegzusehen und zu gehen. Endlose Monologe erschienen mir gerade vollkommen unerträglich. Aber irgendwie kam mir in diesem Augenblick ohnehin alles so unerträglich vor, dass ich völlig lethargisch einfach da blieb und eine Unzahl alter und neuer Geschichten über die Untiefen der wiener Musiker-Szene stumm über mich ergehen ließ.

Irgendwann blieb ein Fetzen dessen, was er so herunterrasselte, zwischen meinen Ohren hängen und pendelte sich den Weg in mein Bewusstsein. Beinahe, als hätte es genau gewusst, wohin es wollte.

„Kannst Du Dir vorstellen, 10 Hochzeiten in Rumänien? Weißt Du wie gut die dort zahlen für die Band? Das ist extrem. Aber hat kein Geld für Anreise der Typ. Keinen Vorschuss. ‚Wie stellst Du Dir vor?‘ sag ich zu dem Typ. ‚Nimmst Du einen Bus‘ sagt der Typ. ‚Ich hab keinen Bus‘ sag ich zu ihm. ‚Woher krieg ich einen Bus? Bis Übermorgen!‘

„Ich hab einen Bus‘ hörte ich mich sagen und erschrak im selben Moment. Und dann war ich plötzlich wieder wach. Schlagartig war alles wieder wie immer. Die Katastrophe, der Plan. Mein Bus, weg aus Wien, Geld, Rumänien. Wie kleine Sauerstoffbläschen fühlte ich den warmen euphorischen Strom durch mich hindurch laufen. Keine 30 Stunden später stand ich mit meinem Mercedes Sprinter und 7 Roma-Musikern zum ersten Mal an der ungarisch-rumänischen Grenze.“

Er sah sie an und zog das linke Augenbraue hoch „inzwischen kenn ich dort jeden Kieselstein.“

## **Der 1. Bezirk**

Es dämmerte bereits, als Mirijam mit der Rolltreppe vom U-Bahnsteig der Linie 1 an die Oberfläche fuhr. Sie sah sich kurz um, erblickte die große Kirche vor sich und musste lachen. Sie hatte wieder einmal den falschen Ausgang gewählt. Achselzuckend drehte sie sich um und machte sich auf, den vor der Karlskirche im fahlen Abendlicht liegenden Resselpark zu durchqueren.

Es gibt in Wien angenehmere Orte für eine attraktive, elegant gekleidete Frau um im Schimmerlicht eines Herbstabends spazieren zu gehen. Obwohl mitten im Zentrum der Stadt gelegen, nur wenige Meter entfernt von Staatsoper, Fußgängerzone und dem weltberühmten Hotel Sacher, ist der Platz vor Wiens mächtigstem Gotteshaus, der sich, obwohl nahezu komplett asphaltiert, beharrlich als Park bezeichnet, nicht nur Fix- und Orientierungspunkt der alltäglichen Touristenlawinen, sondern auch eine Art Marktplatz der lokalen Junkie- und Dealerszene, sowie, durch seine weitläufigen unterirdischen U-Bahn Ein- und Ausgänge, mehr oder minder permanenter Heimatort für eine beträchtliche Schar Obdachloser und Gestrandeter aus allen Ecken und Winkeln der Welt.

Mirijam schenkte dem keine Beachtung. Obwohl sie es immer wieder interessant fand, dass es Plätze wie den Resselpark in fast allen Städten in denen sie unterwegs war, an ähnlich exponierten Standorten - mit ganz ähnlicher Bausubstanz irgendwo zwischen klassizistisch und Jugendstil – und mit ebenso ähnlicher „Infrastruktur“ und „Bevölkerung“ gab. ‚Globalisierung ist doch sehr viel älter, als das Wort dafür‘, dachte sie dann bei sich und fand aber, dass Wien im Vergleich immer noch ein Ort der Seligen sei.

Denn während es hier eine kleine Messerstecherei unter betrunkenen Jugendlichen in einem der U-Bahn Zubringerwege noch immer auf die erste oder zweite Seite der täglichen Gratiszeitung schaffte, die

stapelweise an jedem Bahnsteig zum Mitnehmen lagen, verging in St. Petersburg, Moskau, Kiev oder Minsk kein Tag, ohne dass es an den entsprechenden Orten nicht ein, zwei oder auch mehr Tote gab. Und so etwas wie Messer fiel dort doch eher in die Kategorie Kosmetikartikel. Waffen fingen irgendwo bei Halbautomatischen an. In den staatlich kontrollierten Boulevardblättern dieser Metropolen war davon wiederum kaum je etwas zu lesen. ‚Schön, dass es doch noch regionale Unterschiede gibt‘, dachte Mirijam, während sie die große Straßenkreuzung am Ende des Platzes erreichte.

Vor ihr glänzte in den letzten Sonnenstrahlen das goldene Kuppeldach der „Secession“, einem Museumsbau, der aussieht, wie ein Stellwerkhäuschen der Staatsbahn auf das jemand eine Haube aus vergoldeten Weinblättern gestülpt hat, das aber in jener kurzen Kunstepoche gleichen Namens einmal der Inbegriff zeitgenössischer Architektur gewesen sein muss.

Rechts geht es direkt zum frisch renovierten Operngebäude, Mirijam aber wählte die Straße, die schräg links zum Naschmarkt führte. Jenem geschäftigen Marktplatz auf dem osmanisches Reich und beste K&K Habsburgertradition auch mitten im 21. Jahrhundert noch völlig unbeeindruckt von jedweder Jetztzeit aufeinandertreffen und zu einer Melange verschmelzen, die einzig mit dem Attribut „wienerisch“ zutreffend zu beschreiben ist.

Mirijam hatte lange in den Mittag hinein geschlafen und sich nach einem kleinen Frühstück mit sehr viel Kaffee in das Gassengewirr des 1. Bezirks rund um den Stephansdom gestürzt.

In Wien kannte sie sich für eine Nichteinheimische eigentlich recht gut aus. Dort aber, im historischen Kern der Stadt, war jedes Abweichen von den beiden Hauptschlagadern der Touristenströme – Kärntnerstraße und Graben – immer wieder aufs Neue ein Abenteuer.

Und als solches genoss Mirijam jeden Bummel durch die zum Teil mittelalterlichen Häuserschluchten. Es war fester Bestandteil und beinahe schon Ritual bei jedem ihrer Besuche in der österreichischen Hauptstadt.

Die verwinkelten Sträßlein, die dunklen aber ehrwürdigen Hauseingänge, der typische Geruch und das wechselnde Anschwellen und Abebben der Großstadtgeräusche bis hin zu manchmal völliger Stille, all das erinnerten die seinerzeit noch im tschechoslowakischen Prag geborene Kosmopolitin an die Streifzüge ihrer Jugend durch ihre Heimatstadt an der Moldau.

Schon damals liebte sie es, sich im Labyrinth der Gassen treiben zu lassen, plötzlichen Eingebungen oder einfach dem Lichteinfall zu folgen, irgendwann völlig die Orientierung zu verlieren um dann ganz plötzlich an einem bekannten Ort wieder herauszukommen, von dem sie meist nicht angenommen hätte, dass er sich in ihrer Nähe befunden hätte.

Dieses Spiel aus Verirrung und Überraschung bereitete ihr auch heute, als Mittvierzigerin, der reichlich Lebenserfahrung und natürliche Eleganz eine zuweilen durchaus Respekt einflößende Noblesse verliehen, ein geradezu kindliches Vergnügen, dass sie auskostete, wann immer sie in einer dieser alten Metropolen der einstigen Donaumonarchie weilte. Es war ihr ganz persönliches, urbanes Entspannungsprogramm.

Solchermaßen erfrischt und gut gelaunt steuerte sie nun auf die grünen Holzbuden zu, welche die beiden Verkaufskorridore des Naschmarkts säumten und in denen bunt gemischt Gemüse, Fisch, Käse, exotische Gewürze oder Öl und Wein von Händlern aus verschiedensten Regionen und in unterschiedlichsten Sprachmixturen lautstark und bewegungsreich angeboten wurden.

Mirijam betrachtete ein paar der Auslagen, versuchte sich an die Namen einiger neonfarbener Früchte zu erinnern und überlegte, bei welcher Gelegenheit und in welchem Land sie eine bestimmte Käsesorte schon einmal probiert haben könnte, die ihr vertraut vorgekommen war.

Sie hatte keine Eile, obwohl sie bereits in wenigen Minuten zu ihrem Treffen, dem eigentlichen Grund ihrer Wiensite, verabredet war. Sie wusste, dass Sergej auf sie warten würde. Schließlich hatte er sie extra aus Genf einfliegen lassen und sie wusste auch, dass mit ihrem Zusammentreffen der vergnügliche Teil ihres Besuches vorüber sein würde.

### **Sergej Ibrahimowitsch**

„Das hat uns nicht sehr gefallen, was Sie in Ihrer letzten Nachricht gemeldet haben, Mirijam.“ Sergej Ibrahimowitsch Balasaria brummte und zog die Augenbrauen zusammen, während er Mirijam einen Stuhl anbot.

Das Kaffeehaus, in dem sie sich verabredet hatten, ganz am Ende des Naschmarktes, lag von der Straße aus gesehen im Mezzanin, also im ersten Zwischenstock eines überbordenden Jugendstilgebäudes. Nach hinten hinaus jedoch öffnete es sich direkt in einen Gastgarten, im Sommer eine der wenigen Cafeterrassen mit Blick auf einen Fluss. Jedenfalls wenn man die Wien, die hier vorbei plätscherte, als solchen bezeichnen möchte, da sie, außer nach besonders heftigen Unwettern, kaum mehr als ein versprengtes Rinnsal war, das von den Stadtplanern ab dem Naschmarkt denn auch gnädig im Untergrund versteckt wurde.

Trotzdem bietet die Sonnenterasse des Rüdigerhofes einen einladenden Anblick. Im Sommer. Jetzt war der Gastgarten jedoch bereits verschlossen und so hatte Balasaria einen Tisch im verrauchten Inneren freigehalten, gleich links neben dem Eingang in einem kleinen

Halberker, der ein wenig gegen den restlichen Gastraum abgeschirmt war.

„Wirklich nicht gefallen“, wiederholte er und setzte sich etwas umständlich wieder zu seiner angefangenen Melange.

„Oh“, Mirijam tat bestürzt, „das tut mir leid. Ich werde mich bemühen, beim nächsten Mal eher Heiteres zu berichten. Mögen Sie romantische Komödien, Sergej Ibrahimowitch?“ Sie schenke ihm ein Hollywoodlächeln und klimperte ein paar mal mit ihren langen, dunkel getuschten Wimpern. Der so Bezirzte schüttelte jedoch nur etwas unwirsch den Kopf

„Zehn oder 15 Leute, sagen Sie, haben die Russen in der Ukraine an die rumänische Grenze verlegt?“

„Ein Russe sagt ‚die Russen‘“, dachte Mirijam amüsiert. Aber wahrscheinlich spricht ein italienischer Fußballtrainer auch von ‚den Italienern‘, wenn er eine englische Mannschaft trainiert und sie auf das Endspiel gegen den FC Milan einstimmt. Selbst dann, wenn bei Milan hauptsächlich Brasilianer, Portugiesen und vielleicht sogar Engländer spielen. Sergej der Trainer. Sie unterdrückte ein Grinsen.

„Nicht gut. Das ist wirklich nicht gut, Mirijam.“

„Mist“, sie schnippte mit den Fingern und legte die Stirn in Falten. „Ich hab den Brüdern immer gesagt, sie sollen ihre Urlaubspläne mit Euch Schwestern abstimmen. Aber auf mich hört ja niemand!“

„Es ist Ernst!“ Er stellte seine Kaffeetasse hart auf die Untertasse. „Aber Sie spotten. Sie haben diese Sachen noch nie Ernst genommen, Mirijam!“ Schlagartig wich der Schalk aus Mirijams Zügen. Angriffslustig funkelte das kalte Grau ihrer Augen ihr Gegenüber an. Sie lehnte sich etwas zu ihm hinüber und zog mit einer legeren Handbewegung den Stoff ihres dunkelblauen Kleides am Hals etwas zur Seite, um den Blick auf ihre linke Schulter freizugeben. Etwa eine

Fingerbreite neben den schwarzen Trägern ihres BHs war eine 5-Cent-Münzengroße Narbe zu sehen.

„Da rein, da raus“, sie beugte ihre Schulter nach vorne, deutete mit dem Kopf in Richtung ihres Rückens. „Sagen Sie nie wieder“, ihre Stimme war gedämpft, aber messerscharf, „ich nähme ‚diese Dinge‘ nicht ernst!“

Sie rückte Ihr Kleid wieder zurecht, richtete sich kerzengerade auf und strahlte ihren Vorgesetzten wieder mit dem Lächeln eines Blumenmädchens an.

„Ihr Problem lieber Sergej Ibrahimowitsch, ist dass sie alle Dinge immer etwas zu ernst nehmen. Das kann mitunter auch lebensgefährlich sein. Aber gut.“ Ihr Ton wechselte ins geschäftsmäßige. „Wir haben da also ein Sonderteam von rund 15 Leuten – alle militärischer Nachrichtendienst - die der Kreml zusätzlich an die Grenze zwischen Ukraine und Rumänien geschickt hat. Schön. Nato-Außengrenze, Ukraine der wankelmütige Genosse, der den Russen immer wieder Kopfschmerzen bereitet. Das wäre also – abgesehen von der Frage, warum gerade jetzt – nichts allzu Ungewöhnliches. Was Ihnen, mein Freund, die Melange sauer werden lässt, ist die unschöne Nachricht, dass einer der Herren aus Moskau kürzlich blass und reichlich tot die Moldau hinunter getrieben ist, richtig? Nicht dass sie grundsätzlich übertriebenes Mitgefühl mit russischen Agenten hätten, aber da die Einschusslöcher deutlich gegen einen Angelunfall sprechen, stellt sich nachvollziehbarerweise die Frage, wer schießt in der schönen Bukovina, mitten im goldenen Herbst, auf Putins Außendienst? Und auf der zwar manchmal verwirrenden, jedoch durchaus überschaubaren Liste der üblichen Verdächtigen taucht bedauerlicherweise wer ziemlich weit oben auf?“

Balasarria schob seine Kaffeetasse beiseite, schwieg und blickte sie gequält an.

„Genau“, schloss sie ihre Ausführungen, „wir natürlich.“

Adam fluchte laut, als er das Einbahnstraßenschild vor sich sah. Immer wieder vergaß er, dass er in diese Zufahrtsstraße von der anderen Seite her hineinfahren musste. Und heute war er bereits zum dritten Mal auf die besondere wiener Verkehrsführung hereingefallen, die seiner festen Überzeugung nach ein besonders sadistischer Beamte zur höchsten Blütezeit des K&K-Obrigkeitsstaates erdacht haben musste, um die Untertanen möglichst noch viele Generationen über das Ende der altersschwachen Monarchie hinaus quälen zu können. Das besonders perfide am Plan dieses Totengräbers alle Stadtplaner war, so hatte es Adam schon in so mancher geselligen Runde proklamiert, das der gepeinigte Verkehrsteilnehmer zwar laufend sein Ziel direkt vor Augen hat, es aber dennoch nie zu erreichen vermag, weil ihn immer aufs neue eine Einbahnstraße in der entgegengesetzten Richtung davon abhält.

Seit 14 Jahren lebte Adam nun in der österreichischen Hauptstadt und es gab vieles, das er an ihr sehr schätzte, die innerstädtische Verkehrsgestaltung gehört nicht dazu.

Zudem hatte er sich heute schon seit dem Aufwachen nicht richtig komplett gefühlt. Der Abend mit Mirijam, ihr plötzliches Auftauchen an sich, hatten ihn offenbar doch mehr aus dem Konzept gebracht, als er zunächst geglaubt hatte. Oder war es einfach nur der Mangel an Schlaf?

Es hatte so eine Weile gedauert, bis er sich einen Plan für den Tag zurecht gelegt hatte - ungünstigerweise stand da nicht eben wenig auf der Liste – und so war es fast Mittag geworden, bis er schließlich, halb ferngesteuert, im Auto saß und sich aufmachte, alles Notwendige für die Abfahrt in zwei Tagen zu erledigen.

Noch immer still vor sich hin schimpfend, fädelt er den kantigen Volvokombi mit etwas mehr Vollkontakt als unbedingt notwendig in eine knappe Parklücke, stieg aus dem Wagen und begann dann die Rücksitze umzulegen. Freunde hatten schon öfters angemerkt, er könne doch, da er ja ohnehin noch den großen Mercedesbus habe, für die

Stadt einen kleineren, flexibleren Wagen fahren, aber für sein Empfinden war schon der schwedische Fünftürer an der unteren Grenze eines zumutbaren Vehikels. Für ihn waren seine Autos auch immer etwas sein Zuhause. Er selbst sagte gerne, er hätte nun mal eine Wagenburg-Mentalität.

Adam schloss den Wagen ab und stapfte die Straße hinauf zu einem der großen, zweiflügeligen Haustore. Er klingelte, schob die schwere Tür auf, nachdem der Öffner gesummt hatte, durchquerte den schmalen Innenhof und begann die Stiegen in den zweiten Stock hinaufzusteigen.

„Adam, mein Freund“, Marko erwartete ihn schon auf dem letzten Treppenabsatz. „Weißt Du, warum Du der beste bist, für diese Job?“ Die beiden Männer begrüßten sich mit einer Umarmung und einem Wangenkuss jeweils einmal links und einmal rechts.

„Deutsche Pünktlichkeit“, Marko tippte auf seine deutlich überdimensionierte, goldene Rolex, „und slawische Blut.“ Adam zog eine Augenbraue hoch.

„Naja, eigentlich kam nur irgendein unehelicher Urgroßvater von mir aus Posen. Und auch das nur angeblich.“ Der stämmige Mazedonier, der gut anderthalb Kopf kleiner war als Adam und der bei jedem Dani-de-Vito-look-alike-Wettbewerb gute Chancen gehabt hätte, wehrte mit übertrieben großzügiger Geste ab,

„Aaah, das machte nix! Slawische Blut verdünnt niemals!“ Er hustete ein heiseres Lachen.

„Ich kann ja nicht mal eine slawische Sprache“, widersprach Adam grinsend.

„Das“, und damit schob ihn Marko augenzwinkernd durch die offene Tür in sein Wohnbüro, „das mein guter Freund, iste überhaupt Deine größte Vorteil für diese Job!“

## Marko

„Also noch mal zum Mitschreiben Marko“, Adams Gesicht signalisierte eine Mischung aus resignierter Skepsis und anerkennender Ungläubigkeit. „Ich fahre wie wild kreuz und quer über den Balkan, um die Jungs bei ihrer Mama, Schwester, Oma oder Liebschaft abzuholen. Gut, das ist ja ohnehin schon von jeher verrückt genug.“

„Sag nicht verrückt, Adam! Das ist Konzept! Geheimnis von Erfolg. Ich liefere Fullservice für alle Beteiligte!“

„Also liefern tu ja in erster Linie mal ich“, wandte Adam ein, was Marko mit einigen hektischen Bewegungen quittierte, die sowohl Abweisung als auch Zustimmung bedeuten konnten.

„Egal, egal. Wir liefern Fullservice für Kunde, die Veranstalter, weil wir bringen komplette, frische Bands, Superprofis, mit komplette Repertoire für alle Gelegenheiten und mit komplette Equipment, das was gebraucht. Und wir liefern Fullservice für Musiker, weil wir machen Vertrag, buchen gute Hotel, sorgen für gute Essen und für pünktliche Transport. Kümmern uns um alles und holen sogar zu Hause, oder wo immer sie wollen ab und bringen wieder zurück. Full Service!“

„Gut, gut“, Adam nickte ungeduldig, „das machen wir ja schon lange. Aber diesmal sagst Du, fahr ich zum Schluss der Abholerei nach Bukarest, um dort eine blutjunge Sängerin einzusammeln, die keiner von den Musikern kennt, die selbst Du noch nie gehört hast und die noch nie auf so einer Tournee war. Von Proben gar nicht zu reden!“

„Oh, Proben wird geben. Erste Engagement ist große Hochzeit. Da spielen 12 Stunden. Jedes Stück können spielen drei oder vier mal, keiner wird merken. Das ist Superprobe. Dann zwei Tage Pause, dann wieder Hochzeit. Und in Tage Pause ich habe organisiert Proberaum in Bar von eine Freund bei Hotel. Danach ist Band perfekt. Du kennst die Jungs.“

„Ja, aber keiner kennt diese Sängerin.“ Adam war nicht überzeugt.

„Sie spielt auch Geige und Akkordeon, sie ist jung, sie ist Talent! Wir müssen etwas bieten, Adam! Konkurrenz schläft nicht!“

„Und wenn sie einfach nicht gut ist?“

„Dann Ihr holt Katharina aus Sofia. Sie ist in sechste Monat schwanger und hat sicher keine andere Job. Und vier Wochen Tournee geht sich noch aus.“

Adam sah mit einem Seufzer zur Decke.

„Deine Nerven! Marko, Du bist ein Wahnsinniger!“

„Ja, ha!“ lachte der, als sei es das größtmögliche Kompliment „und genau darum bin ich so gut in Geschäft. Und Du auch, meine beste Partner.“ Zufrieden ließ er sich in seinen Ledersessel fallen und verschränkte die Arme hinter dem Kopf während Adam erneut eine Liste vom gläsernen Tisch, der zwischen ihnen stand, nahm und sie murmelnd studierte.

„Fähre nach Italien, eins, zwei, drei, aha, sechs Shows in Italien, zweimal Schweiz, Frankreich, Deutschland, noch mal Italien, Kroatien, Novi Sad in Serbien als Abschluss.“ Er blickte wieder auf. „Ganz schönes Stück.“

„Alles perfekt geplant!“ Marko zersprang augenscheinlich beinahe vor Stolz, „kaum leere Kilometer, nur drei Tage ohne Shows, alles sehr gute Venues, sehr gute Gagen. Längste Strecke zu fahren am Stück nur 600 Kilometer. Und dreimal zwei Shows in selbe Stadt. Das ist wie Urlaub für Dich. Eigentlich solltest Du zahlen mich für so eine Trip.“ Er grinste sein breitestes Verkäufergrinsen, Adam nickte nur.

„Ja klar, träum weiter mein Guter. Ich hab trotzdem Bauchweh mit dieser Unbekannten aus Bukarest.“

Marko wedelte aufgeregt mit der Rolex beschwerten Hand.

„Nein, nein, nein, nein, kein Bauchweh. Mein Freund Boris hat diese Mädchen gehört in Kneipe in Bukarest. Zweimal er ist dort gewesen und er sagt großartig. Und Boris sagt großartig nicht einfach

so. Er kennt sich aus. Und ich vertraue ihm viel. Er sagt Mädchen hat große Strahlung!“

„Ausstrahlung“, verbesserte Adam.

„Ja, Ausstrahlung. Und ein Romafräulein die singt auf Bühne in Bukarest muss schon ein bisschen was können. Viel Konkurrenz, hohe Ansprüche in der Stadt.“

Adam machte eine bestätigende Kopfbewegung. Das war durchaus ein nicht ganz unwesentliches Argument.

„Und außerdem“, mit einer großen Geste holte Marko einen braunen Umschlag ganz unten aus dem Papierstapel, der vor Adam lag, hervor, „außerdem ist Alisa“, er machte eine Kunstpause und legte dann eine Din-A5 große Photographie vor Adam auf den Tisch, wie ein Kartenspieler, der so eben das Blatt seines Lebens ausgespielt hat, „hier, schau selbst!“

„Na hoppa“, Adam betrachtete das Foto mit anerkennendem Nicken. „Da werde ich wohl besser die Raubtiergitter im Bus montieren, um die Burschen auf Distanz zu halten.“ Marko lachte laut auf.

„Ah, meine Adam. Immer mit Blick für das Wesentliche! Aber ich glaube keine Sorge. Die junge Dame ist nicht nur Musikerin. Sie hat studiert in Bukarest und in Genf und sie macht jetzt Dokortitel in“, er nahm ein Blatt von dem Stapel um das Wort abzulesen „interkulturelle Kommunikation! Sie ist Roma, Adam. Weißt Du wie viele Roma – Romafräulein noch dazu – in Rumänien – weißt Du wie viele es schaffen zu studieren? Nullkomma irgendwas, ich schätze. Und auch noch in Ausland? Nein, nein Adam, diese junge Lady ist etwas besonders. Und sie muss sein eine besondere Kämpferin.“

„Verstehe.“ Adam schüttelte ungläubig den Kopf. „Interkulturelle Kommunikation? Vielleicht macht sie den Trip als Praktikum, was?“ Er legte das Foto wieder auf den Tisch.

„Wer ist denn diesmal überhaupt mit dabei?“ Marko griff zu einem weiteren Papier.

„Also, Gitarre ist Goran, Sostic Goran, Du kennst ihn. Basse spielt Szelesz Andreasz, das ist dieser lange, sehr dünne, Du erinnerst?“ Adam nickte. „Weiters ist Geige und Chef von Musik der Hausmann Anton. Er singt auch.“

„Tontschi? Gut. Lustiger Kerl, allerdings...“

„Ja, ja und Akkordeon und Keyboard ist Slatko Wladenic. Ihn kennst Du noch nicht, ich glaube. Aber er ist gut. War Substitut auf große Tournee von die Markovic Onkel und Neffe. Und schließlich spielt Schlagzeug der Ivancic Aleksandar. Passt super zu Andreasz für gute Drive.“

„Na servus“, versuchte sich Adam an etwas Wienerisch, „das Radio kann ich ja gleich ausbauen. Der Tontschi wird wie immer anfangen zu plappern, wenn wir losfahren und noch immer nicht aufhören, wenn wir längst wieder angekommen sind. Mir tun die Ohren jetzt schon weh.“

„Ich seh, Du bist voller Vorfreude. Das macht mich glücklich, mein Freund. Du hast Schlüssel für die Lager?“

„Ja, ja, ich hole die Sachen nachher ab und lade alles in den Wagen.“

„Perfekt“, Marko stapelte alle Papiere und Unterlagen, die auf dem Glastisch verstreut lagen zusammen und drückte Adam das Packet in die Hand. „Hier alle Informationen die Du brauchst.“ Adam lachte.

„Danke Marko, Du bist die perfekte Sekretärin.“ Marko warf sich in die Brust und wackelte grinsend ein paar Mal mit dem Oberkörper.

„Yes, yes, das auch Geheimnis von meine Erfolg.“

## **Dracula**

„Was also tun wir?“ Mirijam nippte an ihrem Einspänner. Balasaria öffnete die großen, wulstigen Hände, die bis jetzt gefaltet auf der Tischplatte lagen zu einer Was-für-eine-Frage-Geste und entgegnete trocken:

„Rausfinden, was da los ist.“ Mirijam rührte in ihrer Tasse, als suche sie etwas darin.

„Nun, der Kaffeesatz ist heute ein wenig trübe“, Sie blickte über das Gefäß und ließ ihre Augen die Frage noch unterstreichen: „Geht’s ein wenig präziser?“

Balalaria hob die Schultern.

„Sie müssen da hin und sich umhören. Wir müssen sehr aufpassen und dürfen nicht auffallen, sonst zeigen sofort alle mit dem Finger auf uns. Darum sind sie perfekt dafür. Auf dem Balkan kennt Sie so gut wie niemand. Sie sind die reiche Kunstagentin und suchen Talente für ihre Galerie in Moskau. Wie immer. Sie fangen einfach in den Bars in Bukarest an und“,

„lassen Sie’s gut sein Sergej Ibrahimowitsch, ich weiß schon, wie ich das mache.“ Mirijams Miene hatte sich wieder aufgeheitert. „Aber wonach suchen wir?“

„Meine liebe Mirijam“, und jetzt grinste auch Balalaria, der sonst zumeist seinen Schmerz über seine verlorene russische Heimat wie ein Kunstwerk zelebrierte, einmal breit über das ganze, faltige Gesicht, „wenn ich das wüsste, würde ich Sie dann ins Land von Dracula schicken?“

## **Alisa**

Alisa war sauer. Manchmal verfluchte sie es, in Bukarest zu leben. Sie kam sich vor, wie auf einer einsamen Insel. Dabei waren es die anderen, die auf Inseln lebten. Auf Inseln in vergangenen Jahrhunderten, fernab von zivilisatorischem Fortschritt. Wann würde sich das endlich ändern? Seit zwei Tagen versuchte sie, jemanden daheim anzurufen, aber weder ihr Freund, noch ihre kleine Schwester waren auf ihren Handys zu erreichen. Wäre es so abwegig, endlich einmal einen Mobilfunkmast so aufzustellen, dass er auch ihre Siedlung erreichen würde, fragte sie sich verärgert.

Das hatte doch Methode. Sie kannte niemanden in ihrer Verwandtschaft, der kein Handy besaß, ihre Mutter ausgenommen, die so ein Gerät prinzipiell für Teufelszeug hielt, aber sonst? Alle. Pure Diskriminierung also, dass die Siedlung vom Netz abgeschnitten war.

Und abgesehen davon. War es denn so schwer, einmal alle zwei oder drei Tage in den Ort zu gehen und dort, wo es ordentlichen Mobilfunkempfang gibt, die Mobilbox und SMS zu checken, wenn man eine Schwester beziehungsweise eine Verlobte in der weit entfernten Großstadt hat, die sich vielleicht ja gerne mal mitteilen möchte? Und sie hatte doch so viel mitzuteilen.

Vier Wochen Tournee durch halb Europa und so gut bezahlt, dass sie davon ein Semester lang auskommen würde, ohne nebenher jobben zu müssen. So würde sie ihre Dissertation gut in nur einem weiteren Semester und damit ein halbes Jahr früher als gedacht fertig machen können. Es gäbe also wirklich viel zu berichten und zu planen.

Alisa ließ laut die Tür zu ihrer kleinen Wohnung zufallen und stapfte das Treppenhaus hinunter.

„Sie ist wirklich sehr hübsch!“ Mirjam betrachtete eingehend das Foto. „Und diese junge Schönheit will wirklich mit sechs Männern, die sie alle noch nie zuvor gesehen hat, einen Monat lang quer durch die Weltgeschichte fahren?“ Sie gab Adam das Portrait zurück, der es wieder in den braunen Umschlag, dann in die Klarsichtmappe zu den anderen Unterlagen und schließlich alles zusammen in einen schwarzen Fliegerkoffer schob, der neben ihm auf der Sitzbank stand.

Sie hatten sich zum Abendessen im Salmbräu verabredet. Einem für sein selbstgebrautes Bier und seine äußerst deftigen und reichhaltigen Speisen bekanntes Gasthaus am unteren Ende des Belvedere

Schlossparks. Eigentlich eine klassische Touristenschwemme, wie Adam fand, aber jetzt, außerhalb der Saison, war es angenehm ruhig und Mirijam hatte darauf bestanden, eines der dort üblichen Riesenschnitzel zu bekommen. Das sei eine Tradition all ihrer Wienbesuche.

„Ja“, er lachte, „ich habe Marko auch für völlig verrückt erklärt, aber in einem hat er Recht. Wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was er von diesem Mädchen gehört hat, dann muss sie eine wirklich außergewöhnliche und vor allem durchsetzungsfähige Person sein. Roma in Rumänien, die müssen für gewöhnlich immer noch froh sein, wenn sie irgendwelche Tagelöhnerjobs bekommen. Leider. Nirgends in Europa sind Roma so arm und werden so diskriminiert, wie in Rumänien. Da hat auch die EU-Mitgliedschaft noch nicht viel verändert. Ein Volksschulabschluss ist schon selten. Ein Studium? Und Frauen bei den Roma: die kochen, heiraten und sorgen für die Söhne. Und wenn eine musikalisch ist und gut singen kann, dann tritt sie bei Hochzeiten auf und singt, solange bis sie selbst heiratet und dann kocht und für die Söhne sorgt. Aber ein Romamädchen, das studiert, ins Ausland geht, einen Doktor macht? Also ich hab von so einer noch nie gehört. Da muss schon was ganz besonderes dahinter stecken.“

„Du meinst Einsteins IQ plus Jacky Chans Nahkampfkönnen im Körper einer, hm, Mist, es gibt keine Roma Supermodels, oder?“ Adam dachte kurz nach.

„Stimmt, jedenfalls keine von denen man wüsste. Da kann man mal sehen. Aber ja, entweder so was, wie Du grad beschrieben hast, oder aber sie gehört zu einem der ganz großen Clans.“

Mirijam kniff die Augen zusammen.

„Große Clans?“

„Ja“, er kaute ein Stück Schnitzel fertig, „es gibt nicht nur ganz arme Roma. Es gibt auch so richtig, mächtig reiche.“ Mirijam staunte.

„Davon hab ich noch nie gehört.“

„Hört man auch nichts von. Aber ich hab schon deren Häuser gesehen. Das sind Paläste. Mischungen aus asiatischen Pagoden und romanischen Kastellen. Silberne und goldene Dächer, wie Disneyworld. Und riesig.“

„Und wie kommen die zu solchen Reichtümern?“ Mirijam war neugierig geworden.

„So genau weiß das wahrscheinlich niemand. Jedenfalls spricht niemand darüber. Es sind ein paar wenige, große Familien und ich nehme mal an, die haben ihre Finger seit Generationen überall drin.“

„Kennst Du so welche persönlich?“

„Nein, nein, ich bin nur mal an so einer Siedlung vorbeigefahren und die Musiker, die mit mir unterwegs waren, haben mir das erklärt. Warum?“ Er schaute amüsiert. „Willst Du Dir einen Zigeunerbaron angeln?“

„Danke nein. Baron hatte ich schon.“ Sie grinste ihn an. „Aber wäre trotzdem interessant so Leute mal zu treffen.“

„Verstehe“, er erwiderte ihr Grinsen, „immer noch der Drang nach den oberen Zehntausenden!“

„Ja, vielleicht.“ Sie aßen eine Weile schweigend weiter.

## **Busstop**

„Hast Du noch einen Platz frei, Adam? Ich würde gerne mit Euch mitfahren.“ Adam verschluckte sich fast und schaute sie entgeistert an. In ihrem Blick war keine Ironie, sie blickte ihn sehr sachlich, mit einem ganz leichten, aber ernsthaften Lächeln an.

„Das ist aber ziemlich weit weg von den oberen Zehntausenden.“ Versuchte er auszuweichen, aber sie ging nicht darauf ein.

„Ich muss für Verhandlungen nach Bukarest, aber ich bin dabei flexibel in der Terminwahl. Drum hab ich mir gedacht, ich lass mal die Businessclass ungenutzt und Du zeigst mir, was jenseits der

Zehntausenden los ist.“ Sie sah ihm glasklar und mit der Unschuld einer Zehnjährigen in die Augen. Adam war verwirrt.

„Verhandlungen in Bukarest? Davon hast Du bis jetzt gar nichts erwähnt.“

„Du warst ja nicht der Einzige, der heute Geschäftstreffen hatte, mein Lieber. Auch wenn es Dein männliches Ego vielleicht nicht gerne hört, aber ich bin ursprünglich nicht Deinetwegen nach Wien gekommen.“

„Haben die Herrschaften noch einen Wunsch?“ Ein Kellner war zu ihnen an den Tisch getreten.

„Oh ja, bitte“, Mirijam antwortete, bevor Adam noch überlegen konnte. „Zweimal Palatschinken mit Vanillesauce und für mich noch einen großen Braunen. Adam, Du auch Kaffee?“

„Eine Melange bitte.“ Ohne weiteren Kommentar zog der Ober wieder in Richtung Küche weiter.

„Und?“ Mirijam legte den Kopf schief, „war ich authentisch?“

„Absolut überzeugend.“ Er musste lachen. „Grande Dame, neunter Bezirk.“ Sie runzelte die Stirn.

„Neunter Bezirk? Ist das gut?“

„Diplomatenviertel.“

„Ah, ok. Passt. Also? Nimmst Du eine Grande Diplomatin mit, oder muss ich mir auf einer Tankstelle einen Trucker anlachen, der mir den wilden Osten zeigt?“ Nun sah Adam sie mit größtmöglicher Ernsthaftigkeit an.

„Wir haben aber keinen Platz für Sondergepäck und Schrankkoffer, My Lady.“

„Kein Problem“, sie hob ihre Handtasche etwas über den Tisch. „Passt das hier noch rein? Was ich sonst brauche, kauf ich unterwegs.“ Er ließ sich rückwärts gegen die Sitzlehne fallen und blickte theatralisch zur Decke.

„Mama Mia, das kann ja was werden.“ Mirijam antwortete nichts, sondern tauchte zufrieden ein Stück der gerade servierten Palatschinke in die Vanillesauce.

## **Paprika**

Wenn man Wien in östliche Richtung verlässt und den dichten Verkehr auf den, die Stadt umrundenden Autobahnringen überwunden hat, dauert es kaum 40 Minuten bis man Ungarn erreicht. Und obwohl es mittlerweile zwischen Österreich und seinen Nachbarländern keinen Stacheldraht, auch keinen Schlagbaum und nicht einmal mehr Zollbeamte gibt, ist der Grenzübertritt sofort am Unterschied der Landschaft zu bemerken. Die Felder und Äcker auf der ungarischen Seite wirken etwas weniger exakt begradigt, die Buschreihen dazwischen etwas willkürlicher und versprengter. Das Gras scheint etwas länger wachsen zu dürfen und ist dafür ein klein bisschen weniger grün.

Die Funktion des Postens, der den Verkehr am ungehinderten Passieren der Grenze hindert, hat seit dem Ende der Passkontrollen ein mächtiger Rasthauskomplex mit dem einfallsreichen Namen „Paprika“ übernommen, der vom Wiener Schnitzel bis zum obligaten Gulasch alles bietet, was die kaiserlich-königliche Küche jemals an kulinarischen Genüssen hervorgebracht hat. Jeweils in kaum zu bewältigenden Mengen und in erstaunlich guter Qualität. Für die Gänseleberspezialitäten des „Paprika“ besuchen häufig sogar ganze Großfamilien aus Bratislava die weithin bekannte Institution.

Denn auch die slowakische Hauptstadt ist nur rund eine halbe Stunde von dieser Anlage entfernt, an der kaum eine Reisender vorbeizukommen scheint, ohne nicht wenigstens schnell eine ungarische Salami-to-Go für unterwegs mitgenommen zu haben. Die so Gestärkten führt die gut ausgebaute Autobahn dann beinahe

schnurgerade und immer parallel zur Donau ins rund 250 Kilometer entfernte Budapest.

Die Hauptstadt der Magyaren ist ihrer historischen Schwesterstadt Wien in Vielem ausgesprochen ähnlich und in mindestens genauso Vielem doch sehr verschieden. So führt die Donau hier mitten durch die Stadt und ist ein zentraler Punkt im pulsierenden Leben der Metropole, während Wien sich den Fluss immer etwas auf Distanz gehalten hat und nur einen schmalen, gezähmten Seitenarm, den sogenannten Donaukanal, in unmittelbare Nähe seine herausgeputzten Bürgerhäuser lässt.

Von herausgeputzt kann in Budapest hingegen nur an wenigen Plätzen ernsthaft die Rede sein. Ihre Verwaltung und ihre Bewohner scheinen ein leicht schmutziges, heruntergekommenes Underdog-Image geradezu bewusst zu pflegen. Möglicherweise aus dem Bestreben heraus, sich, auch fast hundert Jahre nach Ende der Habsburger Zwangsehe, irgendwie von der ungeliebten Zwillingsstadt im Westen abheben zu wollen. Und tatsächlich wirkt Budapest zwar nicht unbedingt liebenswerter, dafür aber ein gutes Stück aufregender als Wien.

„Wien und Budapest sind wie zwei Schwestern, von denen die eine Balkkönigin und die andere Hafibraut geworden ist.“ Adam stellte sein Weinglas ab und schaute den Fluss entlang.

„Den Satz hast Du aber aus einem Reisebericht von Mark Twain, oder?“ Mirijam folgte seinem Blick übers Wasser und zum gegenüberliegenden Ufer. Dort, im Pester Teil der Stadt lagen einige der wenigen, dafür aber umso imposanteren, neuen Bauten, mit denen Budapest seine Fassade schmückte. Das große Konzerthaus war eines davon. Es lag wie ein riesiger Marmorquader am Ufer und die dem Fluss zugewandte, vollkommen verglaste Fassade spiegelte die Nachmittagssonne so intensiv, dass sie die Augen etwas zusammenkneifen mussten, wenn sie direkt hinüber sahen.

„Hältst Du mich für so unpoetisch?“ fragte er mit gespielt verletzter Eitelkeit. Sie lachte,

„na ja, der große Dichter in Dir wäre mir jedenfalls bis jetzt eher entgangen.“

„Wart' nur ab, bis wir weiter nach Osten vordringen. Der Balkan kann zuweilen ungeahnte Talente zu Tage bringen.“

Sie waren kurz vor Mittag in Budapest angekommen, hatten sich durch die jederzeit vollkommen verstopften Einfallsstraßen zur Stadtmitte hindurchgestaut und saßen nun auf dem Oberdeck eines zum Restaurant umgestalteten, ehemaligen russischen Kriegsschiff bei frittierten Zwiebelringen und gebackenen Champignons. Sie genossen die angenehme Wärme der noch recht kräftigen Herbstsonne.

Obwohl Adam schon häufig hier gewesen war, hatte er das A38, so der Name des Restaurant- und Club-Schiffes, nur selten bei Sonnenlicht gesehen. Zumeist war es dunkel, wenn er mit verschiedenen Bands und Musikern lange Konzernächte im Laderaum, der zu einer erstklassigen Konzerthalle umgebaut war, verbracht hatte. Er mochte das Flair dieser ungewöhnlichen Location, die zudem hervorragend gemanaget und zumeist auch von einem sympathischen und begeisterungsfähigen Publikum sehr gut besucht war. Veranstaltungen auf dem A38 hatte er immer sehr geschätzt, auch weil Teil des Schiffes, der als Backstage und Künstlergarderoben diente, kaum verändert worden war, seit es vor Anfang der Siebziger Jahre außer Dienst gestellt worden war. So atmeten diese Räume immer noch ursprüngliche Seemannsatmosphäre, mit freiliegenden Kupferrohren, ölig, weißgetünchten Metallwänden und rund ausgesägten Türrahmen, bei denen man sich jedes Mal bücken musste, wenn man hindurch ging.

„Das Wasser geht jetzt langsam zurück.“ Adam zeigte auf Markierungen an der Mauer, die das Flussufer steil begrenzte. „Aber ich hab' es in Budapest trotzdem selten so hoch erlebt. Ich schätze es hat bis vor kurzem sogar die kleine Nebenfahrbahn dort überflutet.“

Siehst Du den Schlamm auf dem Asphalt? So sieht das überall aus, wo das Wasser mal drüber ist. Eigentlich sehr ungewöhnlich, Hochwasser im Herbst. Die typische Saison ist das Frühjahr, wenn Schneeschmelze und Regen zusammenkommen. Aber inzwischen muss man wohl immer damit rechnen. Der heiße Sommer dieses Jahr hat die Böden ausgetrocknet und die Gletscher in den Alpen sind noch mehr zusammengeschmolzen, als sonst schon. Und dann hat es jetzt fast zwei Wochen am Stück geregnet. Der trockene Boden konnte das Wasser gar nicht aufnehmen, also ist es gleich in die Flüsse gelaufen. Der Höhepunkt war hier wahrscheinlich vor zwei oder drei Tagen. In Wien war es Ende letzter Woche.“

„Ist denn das Wetter so verschieden zwischen Budapest und Wien?“

„Nein, das nicht. Aber Hochwasser kommt immer wie eine Welle den Fluss herunter. Du kannst das schönste Wetter haben und irgendwo 200 oder 500 Kilometer flussaufwärts regnet es zwei Tage lang. Und drei Tage später kommt das Hochwasser dann zu Dir. Ohne dass es bei Dir einen Tropfen Niederschlag gegeben hat. Der Fluss fließt einfach. Und von Wien bis hierher braucht das Wasser in etwas 48 Stunden.“

„Du bist ja ein richtiger Flussexperte geworden“, kommentierte sie neckisch, aber Adam überhörte großzügig ihre Ironie.

„Ich bin ein wirklicher Donau-Fan. Der Fluss fasziniert mich, seit ich hier lebe. Du wirst staunen, wenn wir an der rumänisch-bulgarischen Grenze wieder auf ihn stoßen, was dann aus diesem braven Gewässer geworden ist.“ Mirijam betrachtete das Leuchten in seinen Augen und lächelte. Deshalb kutschierst Du also seit Jahren Musiker über den Balkan, dachte sie bei sich, Du hast Dich in diesen Fluss verschossen.

„Ich wollte immer gerne mal mit so einem Ding mitfahren“, sinnierte er weiter, wie zum Beweis ihrer Gedanken, und deutete auf ein langes Frachtschiff, das in der Mitte des Flusses gerade zügig an ihnen vorüber glitt. „In etwas drei oder vier Tagen sind die am Schwarzen Meer“, erklärte er.

„Das ist ja ganz schön fix.“ Sie blickte dem Schiff hinterher.

„Ja, flussabwärts machen sie ein ordentliches Tempo. Flussaufwärts wird's dafür mühsam. Da braucht so ein Kahn von hier nach Wien eine Woche.“

Er griff seinen kurz unterbrochenen Gedanke wieder auf.

„Von Wien bis ins Donaudelta eine Woche mit so einem Schiff mitfahren, ich glaube, das wäre für mich der Inbegriff von Erholung.“ Er seufzte ein wenig.

„Hast Du nicht eine etwas zu romantische Vorstellung vom Seemannsleben?“ lachte sie.

„Nein, gar nicht. Ich will ja nicht anheuern! Die nehmen auch Passagiere mit. Da kann man einfach an der Reeling stehen und dem Ufer beim Vorüberziehen zusehen. Deftige Mahlzeiten mit der Besatzung und nachts in der Koje dem gleichmäßigen Stampfen der Maschinen lauschen.“ Mirijam zog die Nase kraus, dann deutete sie auf eines der modernen, Donaukreuzfahrtschiffe, das ein Stück flussaufwärts an der Kaimauer vertaut lag. Ein lang gezogenes, schwimmendes Hotel in strahlendem Weiß, dessen oberes von zwei Stockwerken nur aus Glas zu bestehen schien und das einladend in der Sonne leuchtete.

„Wie wär's denn damit?“ Jetzt rümpfte Adam die Nase und seufzte.

„Du bist und bleibst ein Snob.“ Sie strahlte ihn an

„Ja, mit Begeisterung!“ prostete ihm mit ihrem Weißweinglas zu

„Wie sieht denn der weitere Plan heute aus“, und ergänzte „Käpt'n?“

## **Kontrabass**

Adam blickte auf seine Armbanduhr.

„Wir treffen uns gegen zwei Uhr mit Joshi im Achten Bezirk. Joshi ist ein Bassist, der früher öfter mit auf Tour war, jetzt aber eine

Festanstellung beim Budapester Philharmonischen Rundfunkorchester hat.“ Mirijam spitzte anerkennend die Lippen.

„Ja, ein wirklich guter Musiker. Guter Junge.“

„Und warum treffen wir ihn, wenn er gar nicht mitfährt?“ „Sein Kontrabass fährt mit.“ Er lachte und zog die Augenbrauen hoch, um Wichtigkeit anzudeuten. Mirijam antwortete erwartungsgemäß mit fragender Mimik.

„Andreasz, das ist der Bassist, der tatsächlich mit uns mitkommen wird, hat sich für die Tour den Bass von Joshi ausgeliehen, weil das ein elektronischer Kontrabass ist, der sehr praktisch und Platz sparend für unterwegs ist, der aber auch wirklich exzellent klingt. Ja, ja, ich weiß schon“, fuhr er gleich fort, bevor Mirijam ihre Frage aussprechen konnte. „warum Andreasz keinen eigenen Reisebass hat und warum er sich den Bass von Joshi nicht selbst abholt, wenn er ihn sich schon ausleiht? Richtig?“ Mirijam schob bestätigend die Unterlippe nach vorne und wartete auf die Antwort.

„Man darf das nicht mit unserem vermeintlich logischen und auf Effizienz ausgerichteten Denken verstehen wollen. Es ist nicht so, dass Andreasz zu einfach bequem und zu faul wäre und er hat tatsächlich auch selbst einen reisetauglichen Bass. Joshis Bass klinge jedoch viel besser, sagt er.. Hinter diesen Dingen stecken ganz andere Mechanismen. Da geht es um Hierarchien, um Gruppendynamik, zum Teil um Familienbeziehungen, gegenseitige Schuldigkeiten und sehr häufig vor allem um Respekt. Das ist ein ganz zentrales Thema. Die Sachen haben bei den Roma eine ganz andere, tiefere Bedeutung, als wir es annehmen.“

Vielleicht hat sich Joshis Großvater vor 40 Jahren eine Geige von Andreasz Großvater geliehen und die Enkel gleichen diese „Erbschuld“ jetzt aus. Vielleicht will aber auch Joshi für zukünftige Gefälligkeiten vorbauen und hat den Bass von sich aus angeboten. Ich weiß es nicht und wahrscheinlich ist es in Wahrheit noch komplizierter.

Und dass ich den Bass für Andreasz bei Joshi abhole, da geht's um Macht und eben Respekt. Andreasz stellt bei seinen Verhandlungen mit Marko das in den Raum, dass der Bass abgeholt werden müssen, weil er selbst die Tage vor der Abfahrt auf dem Land bei seiner Großmutter in Szekesehevar verbringen möchte und er den Bass nicht dorthin mitschleppen kann oder mag. Und Marko gewährt ihm diesen Service als Zeichen des Respekts. Damit ist eine gute Basis für die Zusammenarbeit gelegt. Man muss bei diesen Spielchen aber auch höllisch aufpassen, nicht zuviel zu geben, sonst verlierst Du selbst wiederum ihren Respekt.“

„Klingt kompliziert.“ Mirijam verzog die Mundwinkel.

„Ist es auch“, er zuckte mit den Schultern, „wie immer, wenn unterschiedliche Kulturkreise zusammenkommen. Leben und lernen.“

„Das bedeutet, unser nächstes Ziel ist dann folglich Szekesehevar?“

„Korrekt, Sherlock.“ Er lachte. „Und sogar richtig ausgesprochen, Respekt“

„Tja“, sie hob eine Augenbraue, „leben und lernen!“

## **Josephstadt**

Die Jozsefaro, zu Deutsch Josephstadt, ist der achte Bezirk Budapests. Sie liegt am Ostufer der Donau, ist einer der ältesten Stadtteile und bis ins erste Viertel des 20. Jahrhunderts hinein zählte sie immer zu den ersten Adressen der alten Metropole. Hier hatten sich früh die ersten Manufakturen angesiedelt, Patrizier und wohlhabend gewordene Bürger ließen sich repräsentative Stadthäuser entlang raumgreifend angelegter Straßenzüge errichten.

„Die Sozialisten haben das Viertel dann systematisch verkommen lassen.“ Erklärte Adam, während Mirijam fasziniert

beobachtete, wie sich das Stadtbild innerhalb weniger Autominuten und im Abstand von nur ein paar Querstraßen völlig wandelte.

Waren sie gerade noch in einer modern eingerichteten Bar am Flussufer gesessen und anschließend einige breite Chausseen entlang gefahren, mit der typischen Charakteristik einer mitteleuropäischen Stadt, inklusive der großen Schaufenster von Armani, Zara oder H&M, vorbei an Kinos, Museen, Hotels und Mc Donalds Filialen, so schienen sie nun in einen gänzlich anderen Mikrokosmos vorgedrungen zu sein.

„Ich war ja geschäftlich schon einige Male in Budapest, aber ich glaube, in diesen Stadtteil hat es mich noch nie verschlagen.“ Stellte Mirijam verwundert fest.

„Das kann ich mir vorstellen“, Adam lachte, „hier ist jetzt nix mehr mit Oberen Zehntausenden. Heute ist der achte Bezirk das Armenhaus der Stadt“, der Bus holperte laut durch ein besonders tiefes Schlagloch, „was man schon an der Straße unschwer erkennen kann“, fuhr Adam mit schmerzverzerrtem Gesicht fort.

„Was ist denn mit den Häusern passiert?“ Mirijam deutete auf einige vier- bis fünfstöckige Gebäude, die einstmals mit prachtvollen Jugendstilfassaden gegläntzt haben dürften.

„Einschusslöcher, Kriegsschäden.“

„Was denn für ein Krieg?“ Mirijam sah skeptisch zu ihm hinüber.

„Zweiter Weltkrieg.“

„Du machst Witze? Selbst in St. Petersburg gibt es keine Häuser mehr, mit Schäden aus dem zweiten Weltkrieg!“ Adam hob die Hände,

„Wie gesagt, die Sozialisten haben das ehemalige Viertel bewusst den Bach runter gehen lassen, 40 Jahre nichts daran getan, und nachdem sich während dieser Zeit nach und nach die ärmeren und ärmsten Teile der Bevölkerung – vorwiegend sind das die Roma – hier angesiedelt haben, interessierte sich auch nach der Wende niemand mehr für das Ganze. Allerdings gibt es seit Neuestem Pläne, das Alles komplett abzureißen und nagelneue und teure Einkaufsstraßen mit Cityapartments und allem drum und dran hochzuziehen. Damit ist den

Roma dann natürlich mächtig geholfen.“ Er unterstrich seinen Zynismus mit einem grimmigen Blick und drückte zweimal mit Nachdruck auf die Hupe, um ein paar versprengte Hühner von der Fahrbahn zu vertreiben.

„Magolny Ter“, er deutete mit dem Kopf in Richtung eines Platzes, der sich am Ende der Straße rechts vor ihnen auftat. „Das Herzstück der Romaviertels. Gleich dahinter liegt der Markt.“ Er sah auf die Uhr.

„Wir sind noch früh dran. Lust auf einen kleinen Einkaufsbummel?“ Mirijam war neugierig geworden und nickte. Adam bugsierte den neun Meter langen Kleinbus in eine Lücke zwischen zwei Baustellenzeichen, zu zwei Dritteln auf dem Gehsteig stehend. Sie stiegen aus, er verriegelte jede der Fahrzeugtüren einzeln, dann spazierten sie in Richtung des Markttreibens, das sich mit zunehmend lauter werdendem Stimmengewirr ankündigte.

## **Adrian**

Noch bevor Adrian Topolescu, von den meisten Ady genannt, das Licht in dem dunklen, fensterlosen Eingangskorridor einschalten konnte, stolperte er über einen harten Gegenstand.

„Au, fuck!“ Adrian fluchte gerne auf Englisch. Er hatte es sich angewöhnt, seit er häufiger Zeit im Internet verbrachte und mit Gleichgesinnten in der ganzen Welt Nachrichten und Pläne auszutauschen. Natürlich auf Englisch. Und da es meist schlechte Nachrichten waren, die es zu verbreiten oder zu kommentieren galt, gab es dabei reichlich Anlässe zum Fluchen.

Der schlanke, hochaufgewachsene Rom, der mit seinen streng getrimmten schwarzen Locken und der dunkel gerandeten Brille jederzeit auch als indischer Computerprogrammierer durchgehen könnte, rieb sich den Fuß und humpelte zum Lichtschalter. Die milchig

getrübte Kellerlampe, die in der Mitte des schmalen Ganges an der Decke angebracht war, erhellte den Eingangsbereich nur unwesentlich. Genug jedoch, um Arian erkennen zu lassen, dass er über das alte, massiv hölzerne Garderobenkästchen gestolpert war, das mit der Frontseite nach unten auf den Fußboden gestürzt war. Der junge Mann kniff die Augen zusammen. Ein indifferentes, jedenfalls aber wenig angenehmes Gefühl machte sich in seinem Magen breit.

Um ein wenig mehr Licht zu bekommen, schob er den dicken, staubigen Samtvorhang beiseite, der den rückwärtigen Eingangskorridor von seinem kleinen Wohnraum trennte, der im Souterrain des kleinen Häuschens seines Vaters lag und zu dem er durch eben jenen Gang einen eigenen, separaten Zugang hatte. Adrian erstarrte.

Aus weit aufgerissenen Augen sah er ungläubig in das Zimmer. Von der Schlafcouch am einen Ende, über den niedrigen Wohnzimmertisch und die Sitzhocker bis zu der schmalen Kochnische am hinteren Ende ließ er den Blick hektisch hin und her schweifen und es dauerte eine ganze Weile, bis er das, was er vor sich sah, wirklich realisieren konnte.

Jedes einzelne Stück Besteck aus den Küchenfächern, jeder Bleistift und jedes Blatt Papier von seinem Schreibtisch, jedes Foto, jedes Buch und jedes Kleiderstück, alle Vorhänge, alle Sitzkissen, alle Pflanzen, Teller, Gläser, Aschenbecher, Zigaretten, einfach alles, was er besaß, schien aus seinem angestammten Platz herausgerissen und willkürlich über den gesamten Raum verteilt worden zu sein. Vieles, nein eigentlich das meiste davon, war zerrissen, zerknittert, zerbrochen, aufgerissen, aufgeschnitten, in irgendeiner Art zerstört.

Vorsichtig, als beträte er ein Minenfeld, machte er einige, wenige Schritte in den Raum hinein. Seine Hände, sein ganzer Körper zitterten. Seine Füße versuchten Trittplächen zu ertasten, auf denen nicht irgendein Utensil, nicht irgendeine seiner herumliegenden

Habseligkeiten lag. Plötzlich durchzuckte ihn ein Adrenalinstoß. Der Lap-Top, seine Daten!

Er sprang zu der Stelle, an der bis zum Morgen der alte Sekretär an der Wand gestanden hatte. Er wuchtete das schwere Möbelstück vom Boden hoch. Nichts war darunter. Er begann verstreute Papiere zur Seite zu schaufeln, durchwühlte Wäschehaufen, warf Schuhe, Kellogs-Schachteln und Waschmittelbehälter zur Seite. Panik erfasste ihn. Er sah nicht mehr auf die Dinge, die er in immer schnellerer Folge hochhob und an anderer Stelle wieder fallen ließ. Bald sah er gar nichts mehr. Brennende Tränen füllten seine Augen, rannen ungebremst über seine Wangen. Sein Körper zitterte nicht mehr, er bebte vor rasender Wut. Irgendwann hörte er sich selbst laut brüllen und hielt schwer atmend in der Mitte des Zimmers inne.

Es dauerte einige Zeit, bis sich sein Puls und sein Atem einigermaßen normalisiert hatten. Er wischte sich über die heißen Augen. Und erst jetzt fiel sein Blick auf die Wand, an der zuvor noch eine große Weltkarte gehangen hatte. „Clean up your own mess!“ Grosse, schwarze Buchstaben, offensichtlich mit einem Stück Kohle aus dem Zimmerofen an die helle Wand gemalt. Auf Englisch.

Und darüber, etwas kleiner und schwerer zu entziffern: „rom-a-ctive“, seine Internetkennung, sein Webname, sein Motto.

Wie ein Fisch auf dem Trockenen schnappte er nach Luft. Plötzlich hörte er ein Motorengeräusch von der Straße. Ohne auch nur den Bruchteil einer Sekunde zu überlegen, sprang er zum Ausgang. Er ignorierte den stechenden Schmerz, als er mit dem rechten Bein laut krachend erneut in die umgestürzte Kommode auf dem Korridor rannte. Im nächsten Augenblick war er in der lehmigen Gasse vor dem Haus. Rechts, das Geräusch entfernte sich nach rechts. Er rannte. An zwei, drei, vier Häusern vorbei. Eine Querstraße. Leer. Er rannte weiter, er stolperte, die Straße war übersät mit Schlaglöchern und herumliegenden

Ziegelsteinen. Wieder zwei, drei Häuser, die nächste querende Gasse. Da, am Ende glaubte er gerade etwas hinter einer Häuserecke verschwinden zu sehen. Er rannte. Er war noch nie zuvor so gelaufen. Beinahe besinnungslos. Seine Lungen brannten. Er erreichte die Häuserecke. Noch drei Häuser, zwei Wellblechhütten, Büsche, Bäume, Gras, er hatte die Siedlung verlassen. Er lief weiter. Der Weg führte aufs offene Feld. Vor ihm war nichts. Wiesen. Weit weg ein paar Tiere. Schafe. Er blieb stehen. Wie ein Presslufthammer dröhnte sein Herz in seinen Ohren. Er versuchte zu atmen, Luft zu bekommen. Er blickte in den Himmel. Ein Schatten. Für einen Augenblick nahm er noch den Umriss des Motorrades hinter sich war, dann explodierte ein harter Gegenstand an seinem Kopf.

Federn stoben in alle Richtungen. Das fleischig schnarrende Geräusch der wild schlagenden Flügel mischte sich mit einer Unzahl anderer Klänge, Töne, Stimmen zu einem akustischen Wirrwarr, das dem optischen in nichts nachstand. Mirijam war entzückt.

Obwohl sie für ihre privaten Einkäufe in der Regel eher die stille, individuelle Atmosphäre eines Feinkostgeschäftes bevorzugte, ließ sie sich mit Begeisterung durch das laute und aufgeregte Markttreiben schieben. Ließ die Eindrücke auf sich einprasseln, ohne auf etwas Bestimmtes zu achten oder etwas Konkretes erfassen zu wollen.

## **Magolny Ter**

Kupferne Bratpfannen und lebendes Geflügel, Teppiche, Stehlampen, Obst, Fleisch, Fische, nicht genauer zu identifizierende Substanzen in großen und kleinen Plastikbeuteln. Ein paar meckernde Ziegen hinter einer Absperrung, ein kleines Rudel Hunde, das bei all dem Trubel neben einem Sortiment schrottreifer Telefongeräte so ruhig schlief, als sei die Apokalypse selbst nicht in der Lage, sie zu stören.

Ab und an warf Mirijam einen suchenden Blick über die Köpfe der drängenden Menschenmenge, um Adam nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Wenn sie ihn wieder entdeckt hatte, wandte sie sich erneut den scheinbar völlig willkürlich zusammengestellten Auslagen zu, beobachtete wie ältere Frauen mit Kopftüchern ebenso vehement mit zahnlosen Händlern verhandelten, wie junge Mütter mit je einem Kind an der Hand, blondierter Fönfrisur und grellrot lackierten Fingernägeln und sie erschrak jedes Mal lustvoll aufs Neue, wenn ihr ein Verkäufer wieder eine beliebige Ware fuchtelnd vor das Gesicht hielt. Sein Angebot laut, aber für sie natürlich vollkommen unverständlich anpreisend.

Irgendwann sah sie, wie Adam über die Köpfe der Menschen hinweg auf seine Armbanduhr deutete und mit einigem Bedauern, diesen höchst vergnüglichen Ort schon verlassen zu müssen, folgte sie ihm zum Ende des Marktes. Sie war allerdings erleichtert, festzustellen, dass Adam offensichtlich orientiert war und zu wissen schien, in welche Richtung sie jetzt gehen müssten.

Sie bogen links ab, in eine kleine Nebengasse und blieben vor einer schwarzen Metalltür stehen. Von oben drang gedämpfte Jazzmusik zu ihnen hinunter. Mirijam versuchte zu erkennen, ob es sich um eine laut aufgedrehte CD oder um Livemusik handelte. Das Mietshaus sah jedoch nicht so aus, als böte es Platz für größere Proberäume und in den Klangfetzen, die sie vernahm waren neben einer Rhythmussektion auch ein Vibraphon, eine Geige, Klarinetten und mindestens drei oder vier weitere Bläser auszumachen. Eine Besetzung also, die sich kaum zum Jamem in einer Wohnküche treffen würde. Andererseits klang der Sound, den sie hörten, nicht nach einer Tonträgeraufnahme, er hatte vielmehr den typischen, etwas unsaubereren und sehr dynamischen Charakter von live gespielten Instrumenten.

Adam schien ihr das Rätseln an der Mimik abzulesen.

„Konzertmitschnitte. Wahrscheinlich von gestern Abend oder einem seiner letzten Auftritte am Wochenende. Meistens nehmen sie das mit einer Videokamera auf, die sie irgendeiner Freundin in die Hand drücken. Manchmal sogar einfach mit dem Handy. Die Jungs hören sich ihre Aufnahmen von Konzerten ununterbrochen wieder an. Training. Hat aber auch was von Sucht.“ Er lachte und wählte währenddessen eine Nummer in sein Mobiltelefon.

„Türklingeln sind eher die Ausnahme in Budapest.“ Erklärte er. „Jedenfalls funktionierende. Und selbst die, die brav ihren Dienst versehen und läuten, werden dann von Musik übertönt.“ Im dritten Stock über ihnen öffnete sich ein Fenster.

„Servus Adam. Wait a minute. I'm coming down.“

## **Süd**

Mirijams Blick flog über frisch gepflügte Felder, die sich bis zum Horizont zogen, über Wiesen, die mal frühlingshaft in saftigem Hellgrün, mal herbstlich in erdig trockenen Brauntönen leuchteten. Sie betrachtete Pappelhaine, in deren bereits blattlosen Ästen sich so viele Misteln angesiedelt hatten, dass die Bäume Lagerstätten für riesige Wollknäuel glichen. Druiden müssten hier glückliche Menschen gewesen sein, dachte sie.

Manchmal tauchten Pferde in der Ferne auf, des Öfteren fuhren sie an Schafs- einige Male auch an Schweinekoppeln vorbei.

Die Ortschaften, durch die sie kamen, bestanden zum größten Teil aus lang gezogenen, niedrigen Häusern, die sich links und recht entlang der Hauptstraße in kleinere und größere Gärtchen duckten. Etliche von ihnen in auffällig bunten, teilweise ein wenig übertrieben leuchtenden Farben gestrichen, die meisten jedoch in changierenden Grautönen, die sich seit mehreren Jahrzehnten nicht geändert haben dürften.

Die Orte schienen zumeist nur aus der einen Durchfahrtsstraße zu bestehen und wenigen kleinere Stichsträßchen, die zu den Häusern in der zweiten Reihe führten. Dahinter lag zumeist gleich wieder ein Stück Wald oder ein Bach oder – was meistens der Fall war - es begannen erneut die langen, offenen Felder.

Eine Kirche stand in der Mitte jeder noch so kleinen Ortschaft. Ein paar von ihnen aus großen, mächtigen Steinquadern gebaut, tief und breit in die sie umgebenden Häuserzeilen gekauert. Andere erhoben sich schlank und aufstrebend, so dass sie über die flachen Wiesen hinweg schon von weitem auszumachen waren. Mirijam sah Kirchen, zur Gänze aus Holz gezimmert und dann wieder schlichte Betonbauten, die sich häufig nur durch ein hohes, graues, ebenfalls aus Beton gegossenes Gerüst mit einer Uhr ganz oben oder mit einer Aufreihung von Glocken als Kirche zu erkennen gaben.

Hinter Szekeszerharvar war das Land zunächst sehr flach und eben geworden und im abnehmenden Sonnenlicht war der ferne Horizont manchmal kaum noch vom Himmel zu unterscheiden. Nun, da sie sich der alten Universitätsstadt Pecs näherten, wurde es hügeliger und schon bald zogen sich an allen Seiten endlose Reihen von Rebstöcken die sanften Hänge entlang.

Dicht an dicht rankten sich die ausgewachsenen Triebe dieses Jahres, deren Blätter sich zum großen Teil bereits tiefrot gefärbt hatten. In den letzten Strahlen der untergehenden Sonne flackerte so ein Farbenmeer von dunklem Grün bis zu weit leuchtendem Orange und dazwischen prangten mächtige, schwere Kaskaden aus dunklen und hellen Rauben, die geradezu darauf zu warten schienen, geerntet zu werden, um mit einem neuen Jahrgang sonnenverwöhnter Weine erneut zum Reichtum der Region beizutragen.

Andreasz, der Bassist, war kurz nach ihrer Abfahrt aus Szekeszerharvar und nach ein wenig Smalltalk über diesen oder jenen Musiker oder über

die verschiedenen Stationen ihrer bevorstehenden Reise auf der zweiten Rückbank in tiefem Schlaf versunken. Adam und Mirijam sprachen kaum. Ab und an deutete er auf ein Kloster am Horizont oder auf eine der alten Burgruinen, die vereinzelt die Weinberge rund um Pecs mit ihrem verbleichenden Stolz zierten. Ansonsten war es ein stilles, gleichförmiges Gleiten über das Land, das sich ihnen öffnete und Mirijam ließ ihre Gedanken kreisen, flog mal voraus, entfernte sich vom Weg, bis zu jenen kleinen Punkten am Ende der Felder, die sich mal als gelb leuchtende, zu großen Rädern aufgerollte Strohballen, mal als leere, am Waldrand abgestellte Lastkutschen oder auch nur als Sinnestäuschungen herausstellen.

Dann ließ sie sich wieder zurückfallen, um eine Baumgruppe, die ihr im Vorbeifahren ins Auge gefallen war, ein wenig länger zu betrachten, oder um in einer der gleichförmig kauenden Schafsherden das schwarze zu suchen und ihm ein wenig beim Nichtstun zuzusehen. Dann schwang sie sich wieder auf, holte den Wagen ein und ließ erneut den Blick ziellos wandern, bis wieder etwas absichtslos für einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit erweckte.

Es waren die unaufgeregtsten und friedvollsten Stunden, die Mirijam seit langer Zeit erlebt hatte. Genau genommen, seit sie vor über vier Jahren ihren Lebensmittelpunkt nach Moskau verlegt hatte, seit sie mithin ununterbrochen zwischen Genf, Brüssel, Berlin, Wien, Moskau und allen möglichen anderen Hauptstädten ehemaliger Sowjet- und Ostblockrepubliken pendelte, seit sie in die erste Liga der Kunst- und Kulturvermittler zwischen Ost- und Westeuropa aufgestiegen war und seit sie damit gleichzeitig ihre eigenartige Doppelsexistenz begonnen hatte. Kultur bei Tag, Informationen bei Nacht. So hatte es Balasaria einmal beschrieben. Unwillkürlich musste sie an ihn denken. Informationen, das war sein Lieblingsbegriff, seine Ware.

Drogen-, Frauen- und Kinderhandel, Terrorcamps, Geldwäsche, Korruption, bei ihm schrumpfte alles auf die reine Information

zusammen. Informationen, die gewonnen, überprüft, übermittelt und ausgewertet werden mussten. Menschen, Schicksale, Leben und Tod, all das verschwand während dieses Prozesses. Wie in einer Kläranlage wurde alles gefiltert, gesäubert, auf die Essenz reduziert, bis alles Subjektive und alles Lebendige eliminiert war und die reine Information als pures Substrat übrig blieb. Die Nachricht an sich. Und warum auch nicht. Nachrichten, das ist es, worum sich das Leben eines Abteilungsleiters eines Nachrichtendienstes nun einmal dreht.

Und ihr Leben? Es drehte sich, ohne Zweifel, ununterbrochen.

Nur jetzt, während sie mit einem alten Mercedes Sprinter südwärts durch Ungarn fuhr, auf der Rückbank ein schnarchender Romamusiker, der Gepäckraum voller Musikgerätschaften und neben ihr am Steuer, mit dem zusammen sie vor mehr als anderthalb Jahrzehnten vielleicht ein völlig anderes Leben hätte einschlagen können, in diesem untypischen Moment, schien es geradeaus zu gehen. Unbeirrbar, scheinbar ohne Ziel. Wäre es nach ihr gegangen, endlos.

Der fruchtbare Reichtum der sich an schier endlosen Reihen aus Rebstöcken über die Hügel zog, begann nun auch an den Gebäuden entlang der Straße und in den größer werdenden Dörfern sichtbar zu werden. Mehr und mehr wandelten sich die kleinen schmalen Häuschen, an denen sie zuvor entlang gekommen waren, zu schmucken Ein- und Mehrfamilienhäusern in modernem Landhaus- oder auch schon mal in toscanischem Villenstil. Aus den Gemüse bepflanzten Vorgärten wurden umzäunte Gartenanlagen, mit gepflegten Rosenbeeten oder auch mit bunt leuchtenden Kinderschaukeln oder Swimmingpool. Gepflasterte Autoauffahrten tauchten auf, an deren Ende nicht selten zwei weiß lackierte SUV-Fahrzeuge standen, während vor einigen der Häuser der Rasen gerade von einem automatischen Mäher gestutzt wurde.

Hätten sie auf ihrem Weg nicht ab und an doch noch ein paar ältere, kleine Wohneinheiten und zwischen den großen Pferdekoppeln nicht immer wieder auch einige Schweine- und Gänsegehege getroffen und wären sie nicht auf der mittlerweile mehrspurigen und frisch asphaltierten Landstraße doch noch ein oder zwei mal von einem hoch mit Heu bepackten Pferdefuhrwerk aufgehalten worden, man hätte den Eindruck haben können, plötzlich nicht mehr am südlichen Ende von Ungarn, sondern irgendwo in der deutschen Weinregion in Baden-Württemberg oder im Elsass unterwegs zu sein.

„Aufwachen Kinder, falls Ihr nicht im Bus schlafen wollt.“ Mirijam erschrak. Sie hatte nicht gemerkt, dass sie eingeschlafen war. Sie hatte nicht gemerkt, wie müde sie gewesen war.

Adam stand vor der offenen Schiebetür und deutete auf den neonbeleuchteten Hoteleingang hinter sich.

„Hier gibt es Betten. Also ich für meinen Teil, würde die vorziehen.“ Er begann die Kofferrolley seiner Mitreisenden aus dem Stauraum hervor zu ziehen. Andreasz schälte sich aus dem hinteren Teil des Busses und kletterte ins Freie.

„Sehr gut, Adam. Gute Drive, wie immer.“ Er klopfte dem so Gelobten anerkennend auf die Schulter. „Wirklich gute Drive. Bekommen wie Essen in Hotel?“

Adam lachte laut auf und nun war er es, der dem fast einen Kopf größeren Ungarn auf die Schulter schlug.

„Wie immer, Andreasz, alles beim Alten: Schlafen und Essen, was?“ Und zu Mirijam gewandt ergänzte er: „als nächstes fragt er nach Frauen.“ Andreasz grinste über das ganze Gesicht.

„Adam, nach Frauen, ich brauche Dich nicht fragen!“

„Wäre auch vergebens. Kommt jetzt“ Er schloss das Auto ab, schnappte sich seinen Koffer und ging lachend voraus in die Hotellobby. Während Mirijam den Teleskopgriff ihres Rollkoffers herauszog, warf sie einen Blick auf ihr Handy, das sich summend aus ihrer Jackentasche mit

einer Textnachricht gemeldet hatte. Sie seufzte leise, als sie den Absender las.

„Tja“, murmelte sie zu sich selbst, „und sie dreht sich doch.“ Dann folgte sie den beiden anderen ins Hotel.

## **Juri**

Es war noch vollkommen dunkel und unangenehm kühl, als Mirijam ihre Unterkunft durch die doppelte Schiebetür des Foyers verließ. Sie trug einen dunklen samtigen Jogginganzug, die Haare hatte sie zu einem jugendlichen aber strengen Schweif gebunden. Jetzt zog sie sich die Kapuze über den Kopf, um sich etwas gegen den äußerst böigen Wind zu schützen, machte ein paar lockere Schritte auf der Stelle und lief dann nach rechts los, die Hotelauffahrt hinunter.

Sie hatte Adam einen Zettel an die Tür gehängt „Bin Joggen, sehen uns zum Frühstück“. Zu diesem hatten sie sich für neun Uhr verabredet. Anton, der Geiger sollte dann dazu kommen und um zehn wollten sie sich wieder auf den Weg machen. Richtung serbische Grenze. Jetzt war es sechs Uhr dreißig, knapp zwei Stunden also, rechnete Mirijam, das musste reichen.

Sie hatte sich den weg zu ihrem Treffpunkt schon am Abend, bevor sie schlafen gegangen war, genau eingepägt. Joggen mit Stadtplan würde nicht besonders authentisch wirken, hatte sie sich gedacht. Gut dass Adam von der Fahrt dann doch müde geworden und mit Blick auf die nächste lange Etappe schon bald zu Bett gegangen war. So hatte sie etwas Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Ungewöhnlich lange hatte es gedauert, bis sie eine Antwort auf ihre SMS bekommen hatte und sie war kurz im Zweifel gewesen, ob sie überhaupt eine kriegen würden. Aber dann war die Bestätigung für ihr frühmorgentliches Date doch gekommen, so dass sie nun durch die noch weitgehend schlafende Kurstadt trabte, vorbei an einer reihe adretter Wohnhäuser, einigen

kleinen Geschäften und Boutiquen, quer durch eine Grünanlage, die sich stolz Kurgarten nannte und schließlich auf einen größeren Platz, der zwei Kreisverkehrsinseln umfasste und an dessen hinteren Ende ein kleiner Brunnen bereits holzverdeckt für den nahenden Winter präpariert war.

Sie hatte Juri Barnavor schon von weitem neben dem Brunnen erkannt, was kein besonderes Kunststück darstellte, nachdem weit und breit sonst kein Mensch auf der Straße war.

„Ahoi“, schnaufend machte sie neben ihm Halt. „Tragen Sie immer einen Zweireiher zum Joggen Juri?“ Sie bückte sich, um die Muskeln etwas zu lockern und machte noch ein paar flinke Schritte auf der Stelle.

„Ahoi Madam Mirijam“, entgegnete der solchermaßen recht leger Begrüßte, ohne eine Miene zu verziehen. „Es freut mich, Sie zu sehen und, nein, ich jogge niemals. Schon gar nicht“, er blickte über den menschenleeren Platz, „zu solch nachtschlafender Stunde. Aber Ihnen, Madame Mirijam, steht der sportliche Aufzug ganz ausgezeichnet. Er verleiht Ihrer Erscheinung noch mehr Jugendlichkeit, wenn ich das so sagen darf.“ Auch dies kam ihm zur Gänze ohne den leisesten Anflug eines Lächelns oder irgendein Anzeichen von Ironie über die Lippen, jedoch unterstrich er das Kompliment mit einer kleinen, kaum merklichen Verbeugung.

Dr. Juri Barnavor war 58 Jahre alt, er hätte aber ebenso 48 oder 68 Jahre alt sein können. Er besaß die zuvorkommende Höflichkeit eines britischen Butlers, sowie die leicht blasierte Noblesse des böhmischen Hochadels, dessen Nachkomme er in der Tat war.

Genau wie Mirijam war auch er in Prag geboren und aufgewachsen. Sein Vater und Großvater waren Kommandanten zunächst in der tschechischen Garde, dann in Hitlers Wehrmacht und später – allerdings nur noch sein Vater – auch in der Armee der sozialistischen

Tschechoslowakei. Er selbst besuchte ebenfalls die Militärakademie, wechselte dann für ein ziviles Jurastudium an die freie Universität Prag, ging für mehrere Semester nach Moskau und promovierte schließlich in Budapest, wo er auch seine Frau kennen lernte und sich dann in Ungarn niederließ. Hier legte er eine Bilderbuchkarriere hin, die ihn bis zum Fall des eisernen Vorhangs bis in leitende Position im Budapester Innenministerium führte und die er auch nach der Wende, ohne erkennbare Verwerfungen fortsetzen konnte. Heute ist er Direktor der Polizeisonderabteilung, welche für die Sicherung der ungarischen Ost- und Südgrenze, und damit seit Januar 2007 für die östliche Außengrenze Schengen-Europas, geschaffen worden war. Wie Mirijam es zu beschreiben pflegte: der oberste Grenzposten des grenzenlosen Europas.

„Ich vermute, Sie haben nicht allzu viel Zeit, Madame Mirijam, lassen Sie uns doch daher gleich über die wesentlichen Dinge sprechen.“ Der schlanke, fast zierliche Mann, der gut einen halben Kopf kleiner war, als seine Gesprächspartnerin, strahlte selbst um sieben Uhr früh enormen Tatendrang aus, aber auch eine gewisse Unrast.

„Was möchten Sie gerne von mir wissen, Madame?“

„Wie immer“, Mirijam ließ sich von seiner kühlen Art nicht irritieren, „wie immer, Maestro: Einfach alles.“

Sie hatten sich in Bewegung gesetzt und gingen nun eine der Straßen, die Richtung Innenstadt führte.

„Genau gesagt, alles, was eventuell im Zusammenhang mit Rumänien oder der Ukraine oder mit beiden Ländern steht und in irgendeiner Weise auffällig wäre.“

Er sah sie, ohne im Gehen innezuhalten, von der Seite her an.

„Besondere Vorkommnisse an der rumänisch-ukrainischen Grenze also? Nicht gerade mein Bezirk, beste Freundin. Und ich nehme

an, dass Sie nicht an ein paar Autodiebstählen oder an kleinen Drogenkurieren interessiert sind, korrekt? Wieso vermuten Sie, ich könnte etwas Interessantes für Sie haben? Wonach suchen Sie?“

„Tja lieber Juri, das, wenn ich wüsste. Aber eine Grenze zu Rumänien haben sie immerhin in Ihrem Bezirk, wie Sie sagen. Und sie haben die Donau.“

„Die Donau?“

„Ja Juri, was flüstert denn die Donau?“

„Flüstern trifft es derzeit nicht ganz. Wir haben Hochwasser. Da hebt der Fluss zuweilen durchaus vehement die Stimme, um in Ihrem Bild zu bleiben. Aber es ist interessant, dass Sie die Donau erwähnt haben, denn ebendiese gibt uns zurzeit tatsächlich ein paar Rätsel auf. Auch wenn es für Sie nicht von Belang ist und es der Fluss auch nicht geflüstert, sondern eher“, er zögerte kurz, „eher, ausgespuckt hat. Wenn ich das so respektlos sagen darf.“

Mirjam hob die Brauen.

„Ausgespuckt?“

„Ja, eine junge Frau, eine Tote, hier gar nicht weit von Pecs ans Ufer gespült.“

„Ertrunken im Hochwasser?“ Mirjam wartete auf den eigentlichen Punkt.

„Durchaus, aber bevor diese bedauernswerte Person den Wellen zum Opfer fiel, wurde sie verletzt, geschlagen – schwer misshandelt, vergewaltigt. Möchten Sie sehen?“

„Ich habe noch nicht gefrühstückt, Juri.“ Er überhörte Mirjams Einwand, schien mit einem Mal ganz in seinem Element zu sein.

„Kommen Sie“, er deutete auf einen Mauerabsatz auf der anderen Seite der Straße. „Was uns besondere Magenschmerzen bei diesem Fall bereitet: die Dame war sehr, sehr jung. Und was noch schlimmer ist“, fuhr er fort, während er seine schwarzlederne Aktentasche auf einen Mauervorsprung stellte und das Zahlenschloss öffnete, „sie war eine Romni.“

„Eine Romni?“ Mirijam stutzte.

„Ja, eine Zigeunerin.“ Er holte einen braunen Umschlag aus seiner Tasche. „Eine junge, misshandelte und vergewaltigte Angehörige der Roma. Ans Donauufer gespült, ausgerechnet bei Pecs. Das ist sehr unschön. Wir haben den Fall noch nicht öffentlich gemacht, aber früher oder später dringt irgendwas an die Presse durch und dann“, er schüttelte den Kopf und reichte Mirijam eine A4 große Fotografie.

Mirijam zuckte unwillkürlich zurück, kniff die Augen zusammen und blickte dann erst noch einmal auf das Bild und dann fassungslos wieder zu Juri.

„Und dieses Mädchen ist hier aus der Gegend von Pecs?“

„Nein, wir wissen nicht, wer sie ist oder woher sie kommt. Wir vermuten, sie ist aus Budapest, vielleicht sogar Bratislava. Aber wie schon gesagt, Madame Mirijam“, er nahm das Bild wieder an sich, „für Sie leider die falsche Richtung. Es sei denn, die Tote ist die Donau stromaufwärts geschwommen.“ Und zum ersten Mal ließ er ein kurzes, verhus tetes Lachen vernehmen.

## **Baba**

„Warst Du bei der Polizei?“ Adrians Großmutter blickte sehr besorgt, während sie vorsichtig eine selbst angerührte Kräutersalbe auf die Blutergüsse über seinem Wangenknochen strich.

„Nein“, erwiderte er gequält, „was glaubst Du denn?“

„Gut“, die alte Frau strich sich eine Strähne ihrer tiefschwarzen langen Haare aus dem Gesicht und schien, zumindest was das betraf, beruhigt. Es war nicht so, dass sie der rumänischen Polizei grundsätzlich Rassismus unterstellte. Sicherlich waren anständige Kerle dabei, die ordentlich ihren Dienst taten und für jedermanns Recht und Ordnung sorgten. Bestimmt gab es solche. Man sieht sie im Fernsehen, in den Großstädten oder im verträumten Siebenbürgen. Die Polizei dort kannte sie ja nicht und so wollte sie sich auch kein Urteil erlauben. Sie

kannte nur die Polizei von Dorohoi und was die betraf, so handelte es sich nicht um Unterstellungen, sondern um Gewissheit.

Wäre Ihr Enkel zu den hiesigen Ordnungshütern gegangen und hätte berichtet, bei ihm sei eingebrochen, seine Wohnung verwüstet, sein teurer Computer entwendet und er selbst schließlich niedergeschlagen worden, so wären die Beamten, dessen war sie sich sicher, mit großem Eifer daran gegangen, die Frage zu klären, wie ein junger Gypsy zu einem kostspieligen, modernen Computer kam. Adrian hatte den Laptop im vergangenen Jahr gekauft, er hatte den Sommer über dafür mehrere Monate auf einer großen Baustelle an einem Donaukraftwerk gearbeitet. Vermutlich hatte er auch die Rechnung für den Rechner noch irgendwo aufbewahrt, aber das würde auf der örtlichen Polizeistation niemanden interessieren. Dort sähe man Vandalismus, Diebstahl und einen jungen Rom und somit stünde der Hauptverdächtige von vornherein fest. Ungeachtet der Tatsache, dass dieser selbst die Verbrechen gemeldet hätte. Nein, es war gut, dass er keine Anzeige erstattet hatte. Sie hatten wirklich Ärger genug.

„Wir müssen das innerhalb der Siedlung klären“, stellte sie fest, während sie sich den blutigen Schürfungen an Adrians Bein zuwandte. „Das war niemand von hier, Baba“, entgegnete Adrian, „auch niemand aus dem Ort, das war jemand von außerhalb.“ Seine Großmutter sah ihn forschend an.

„Die haben den Laptop nicht genommen, um ihn in Bukarest auf dem Flohmarkt zu verkaufen. Die wussten, dass ich Material auf dem Rechner habe. Die wollten meine Untersuchungen zerstören. Und vor allem wollten sie mich einschüchtern.“

„Sie?“

„Ja, das steckt was Größeres dahinter. Die beobachteten mich. Sie kannten meinen Internetnamen, sie wussten, wo ich wohne, wann ich arbeite. Das war nicht ein Einzelner.“

Baba, wie Maria Neumann von allen genannt wurde, sah ihren Enkel mit einer Mischung aus Verständnis und Trauer an. Baba-Maria war eine

ebenso emphatische wie intelligente Frau. Wäre sie als Engländerin, Französin oder als Deutsche geboren, so wäre sie vermutlich Ärztin geworden. Chirurgin vielleicht oder Chiropraktikerin. Vielleicht auch Psychologin. Als Romni hatte sie das Weben gelernt und praktizierte nun als eine Mischung aus alledem. Ohne Dokortitel zwar, aber von der Romagemeinde der kleinen Siedlung am Rande der ostrumänischen Kleinstadt Dorohoi und auch darüber hinaus als Heilerin bekannt und hoch angesehen.

Sie war erst als junge Frau mit ihrem Mann und den damals drei Kindern in die Region gezogen. Ihre Familie stammte aus den Hochebenen in Siebenbürgen. Manchmal wurde sie von Freunden als Halbblut geneckt, denn ein Urgroßvater war ein Gadze gewesen, ein Nichtroma, ein Siedler aus Sachsen, der wie tausende anderer damals aus seiner deutschen Heimat in das ferne Land im Osten geschickt worden war, um den Einfluss des Reiches auf diese Kornkammer Europas zu sichern und zu erweitern.

Von ihm hatte sie ihren deutschen Familiennamen, der so gar nicht zu ihrer dunklen, olivfarbenen Haut, ihren tiefschwarzen Augen und zu ihrem nicht minder schwarzen Haar passen wollte. Maria wusste, dass in ihrem Enkel dasselbe Verlangen nach Veränderung brannte, das sie selbst ihr Leben lang verfolgt und gequält hatte. Und sie hatte in den vielen, ereignisreichen Jahrzehnten gelernt, dass Veränderungen Opfer verlangen. Sie betete, dass die Opfer, die Adrian würde bringen müssen, nicht zu groß seien mögen.

„Sieh zu, dass da kein Schmutz dran kommt!“ Sie deutete auf sein Bein und machte sich daran, ihre Behandlungsutensilien zusammen zu packen. „Und Du solltest mit Zoltan sprechen.“ Zoltan war der Patriarch ihrer Großfamilie. Der Waide, wie die Clan-Oberhäupter bei den Roma genannt werden. Adrian verzog verächtlich das Gesicht.

„Was der sagt, weiß ich jetzt schon. Ich solle nicht so viel Staub aufwirbeln und nicht alle in Unruhe versetzen. Und dass das Internet

ohnehin nur Probleme bringe und dass ich den Dingen lieber einfach ihren Lauf lassen und aus dem Weg gehen soll.“ Baba seufzte.

„Adrian, der Waida ist kein dummer Mann. Er mag sich nicht in der neumodischen Welt auskennen, wie Du und natürlich ist er konservativ, aber er verfügt über einen reichen Schatz an Lebenserfahrung. Er sollte auf jeden Fall wissen, was Dir widerfahren ist und im Rat diskutieren, was zu tun sei.“

„Ah“, Adrian war aufgesprungen. „Ja, diskutieren, das können die alten Männer. Und? Was bringt es uns? Und außerdem, mit dem, was hier vor sich geht, haben auch die keine Erfahrung. Hier geht es nicht darum, ob ich etwas modernisieren oder für unsere Rechte eintreten will. Es geht nicht darum, ob wir die Dinge lieber so lassen wollen, wie sie sind. Hier geht es darum, dass die uns weg haben wollen. Baba, die wollen uns vertreiben. Oder am besten vernichten!“ Seine Großmutter legte die Stirn in tiefe Falten,

„Übertreibst Du nicht ein klein wenig?“

„Siehst Du? Genau das wird er auch sagen. Genau das. Er wird es nicht verstehen. Er hat keine Ahnung, worum es hier geht. Er kapiert's einfach nicht. Er kapiert es nicht!“

„Adrian!“ Plötzlich stand die alte Frau energisch und kerzengerade ganz dicht vor ihm. „Sprich nicht so respektlos von Deinem Vater!“

Für einen Augenblick funketen sich die beiden Augenpaare zornig an, die trotz des Alters- und Geschlechtsunterschiedes ähnlicher nicht hätten sein können. Dann wich die Erregung aus Marias Zügen und sie ließ wieder Milde in ihren Blick fließen.

„Ach, Junge.“

„Ja Baba“, auch Adrians Anspannung löste sich, „ich pass ja auf mich auf.“

„Und Dein Vater?“

„Ich erzähl's ihm. Er wird's ja so und so erfahren“, jetzt grinste der junge Mann sogar schelmisch, „so viele Ohren, wie die Wände hier

bei uns haben, da brauchen wir ohnehin kein Internet.“ Dann wurde er wieder ernst. „Aber als erstes spreche ich mit Aleksandar.“

„Ivanescou Aleksandar? Der Bürgermeister?“ Sie schien erstaunt. „Glaubst Du ernsthaft, der hat etwas damit zu tun?“

„Ich weiß nicht. Aleks ist kein Schlechter. Aber er ist so ehrgeizig und irgendwas stimmt bei ihm nicht. Vielleicht kann ich ihn aus der Reserve locken. Immerhin waren wir mal zusammen auf der Schule.“ Den letzten Satz sagte er mit unüberhörbarem Sarkasmus und er lachte kurz spöttisch, bei dem Gedanken an ihr vermeintlich gemeinsames Jahr in der 2. Klasse der Grundschule.

Er schickte sich an zu gehen.

„Danke Baba. Du bist wie immer die Beste.“ Er drückte ihr einen Kuss auf die Stirn, bevor sie sich mit drei Wangenküssen verabschiedeten. Als er bereits in der Tür stand fragte sie ihm noch hinterher:

„Hast Du eigentlich Deine Liebste schon angerufen?“

„Oh, f...“ Er biss sich auf die Lippen. Nein, an Alisa hatte er tatsächlich überhaupt nicht gedacht.

## **Jazz**

Adam hatte sich selbst nie für besonders musikalisch gehalten. Aber er liebte Musik solange er denken konnte. Sie hatte immer eine wichtige Rolle in seinem Leben gespielt. Dabei war er nicht auf besondere Stilrichtungen festgelegt. In seiner Jugend war er ein leidenschaftlicher Konsument vollkommen durchschnittlicher Rock- und Pophits, auch mit zunehmendem Alter konnte er sich nach wie vor für eingängige Melodien, runde Arrangements und gute Rhythmen begeistern. Aber er hatte sein Spektrum ständig erweitert. Sein Gespür und seine Liebe zu ost- und südosteuropäischen Klängen sowie zum Jazz, speziell jenem mit einem hörbaren Gypsy-Einschlag, hatte er erst recht spät entdeckt.

Erst seit dem er in Wien lebte. Vielleicht weil dort der richtige Nährboden für diese Klangwelten vorhanden war.

Im Laufe der vielen Stunden und Tage, die er mit den unterschiedlichsten Musikern unterwegs gewesen war, hatte er – fast zwangsläufig – auch einiges an theoretischem Wissen und an Insiderkenntnissen gesammelt. Ganz gegen sein eigentliches Wesen, dem zu viel Theorie noch nie gelegen hatte. Er kokettierte des Öfteren damit, dass er sich bei allem, was er tat, das Stadium des eifrigen Amateurs bewahren wolle.

„Ich habe gestern die Aufnahme gehört von die [Rosenberg Jimmy](#)“, begann Anton, kaum dass sie das Ortsgebiet von Pecs verlassen hatten, das Spiel, das Adam als „New-Yorker-Juden-im-Barbers-Shop“ bezeichnete, da ihn das Wetteifern der Musiker, um das umfassendste und beste Wissen über die herausragendsten Musiker der Jazzwelt und deren höchste Leistungen, mit dem sie sich oft stundelang beschäftigen konnten, regelmäßig an Szenen aus amerikanischen Filmen erinnerte, in denen drei oder vier alte Männer, meist jüdische Pensionisten in grauen Anzügen, beim Barbier oder auch in einem einfachen Cafe sitzen und sich mit dem Wissen über sportliche Sternstunden und deren Protagonisten zu überbieten versuchen.

„Wo er spielt in Carnegie Hall zusammen mit [Les Paul](#) und [George Benson](#). Ist von 1998. Ich sage, da er spielt die beste Solo, dass er hat gespielt in seine Leben. 12 Minuten 22 Sekunden. Jede Sekunde nur aus Gold.“

Meistens, je nach Stimmung, schaltete Adam bei diesen Wortgefechten entweder nach kurzer Zeit auf Durchzug und nahm die Diskussionen um Höhepunkte und Legenden, die auch mit einem guten Maß mit Musikerlatein durchsetzt waren, nur mehr als eine Art Hintergrundrauschen wahr. Manchmal aber juckte es ihn, und dann stieg er in die Auseinandersetzungen mit ein, versuchte dabei ebenso

übertrieben ernsthaft zu bleiben, wie seine Reisegefährten und mittlerweile gelang es ihm sogar ab und an in diesen Runden einen Stich zu machen, worüber er sich – zu seinem eigenen größten Erstaunen – tatsächlich stundenlang geradezu kindlich freuen konnte. So oder so war das ganze eine höchst kostengünstige und simple Art, lange Reisstrecken kurzweilig zu gestalten.

Antons Eröffnung war ein eher konservativer, fast harmloser Anfang, ohne Risiko. Das zeigte schon die Erwähnung von Les Paul und George Benson in einem Atemzug. Jeder allein gilt unter Jazzmusikern schon als eine Art Joker. Unantastbar, unschlagbar. Aber wer spielt schon gleich zwei Joker beim ersten Zug aus?

„Ja ich kenne Aufnahme“ begann Andreasz seinen Gegenzug. „Ist nicht schlecht. Aber ich muss Dir einmal geben Mitschnitt von Konzert, das er hat gegeben für ungarische Rundfunk 1991. Eigentlich wundert, dass Du nicht kennst, weil da er spielt ganz bestimmt das Solo für die Götter. Ich weiss nicht wie lang es spielt, aber ich bin sicher, dass nicht ist möglich, aus eine Gitarre etwas besseres zu holen heraus. Erinner mich, dass ich Dir mache eine CD Kopie, Tontschi. Du musst das hören. Adam, kennst Du diese Radioaufnahme?“

„Nein, leider, ich glaube nicht.“ Adam hielt sich noch bedeckt. Er hatte einen Trumpf im Sinn, aber er wollte ihn nicht zu früh ausspielen.

„Dann ich mache Dir auch CD“, gab sich Andreasz gönnerhaft.

„Ja gerne, danke.“ Adam wusste, dass er diese CD nie bekommen würde. Es gehörte zu den Regeln des Spiels, dass die Musiker sich gegenseitig versprochen, den scheinbar Unterlegenen mit CDs oder auch DVDs zu helfen, ihre vermeintlichen Wissenslücken zu schließen. Schon nach der nächsten Raststation würde jeder von ihnen die gegenseitig zugesagten Aufnahmen bereits wieder vergessen haben.

„Natürlich wir reden jetzt nur von akustische Gitarre.“ Tontschi, wie Anton von den meisten gerufen wurde, war noch weit davon entfernt, sich bereits geschlagen zu geben. „Wenn wir sprechen auch

über elektrische Jazzgitarre, dann Jimmy ist natürlich nur obere Durchschnitt. Kein Vergleich zum Beispiel mit die [Stefanovski Vlatko](#). In Achtziger und Neunziger Jahre es sicher gab niemand, der soviel Gypsy holt aus eine Fender Stratocaster und immer ist spannend wie Krimi.“

„Du findest Vlatko spannend?“ Andreasz spielte den Überraschten. „Ich finde so spannend wie hundertste Folge von Baywatch. Du musst doch kennen [Shepik Brad](#), Tontschi. Das ist spannende Jazz. Manchmal spielt Läufe, klingt wie gespielt mit eine Bogen, fast wie Geige. Und er hat die wärmste Sound, die ich je gehört von eine Gitarre Les Paul. Ich weiss von eine Freund, dass Shepik verwendet doppelte Röhre in Verstärker. Spezielle Anfertigung. Kostet eine Röhre 10.000 Britische Pfund. Er hat in seine Vertrag mit Veranstaltern immer stehen, dass muss dort sein mindestens eine solche Röhre als Ersatz.“

„Aber wo ist Kunst, wenn er nicht kann spielen ohne viel zu teure Röhre?“ Tontschi konterte den Enthusiasmus seines Kollegen mit ungerührter Miene. „Aber Du bist zu jung, Andreasz, ich glaube, um zu schätzen echte Meister von die Les Paul in Gypsyjazz. Ist die [Vignola Frank](#). Ist gute Freund von die Meister Les Paul selbst. Les Paul hat erzählt über ihn einmal in [Interview mit Wall Street Journal](#). Wenn Du gibst die Frank eine Schuhkarton zum anschließen die Gitarre, dann er klingt mehr warm und satt, wie die ganze Shepiks mit alle teure Technik. Ich habe gehört exklusive Aufnahme in Jazzmuseum in Paris von eine Radiosession in Lyon an 21. März 1991 wo er interpretiert Stücke von [Django](#). Ist wie eine Lehrstück. Du musst studieren diese Aufnahme ganz genau und Du kannst verzichten auf eine Jahr an Konservatorium, soviel Du kannst lernen von diese eine Stunde Konzert.“

„Also ich weiss ja nicht, wie Ihr das seht“, Adam befand, dass es jetzt an der Zeit war, einzusteigen, „aber wenn schon Gypsyjazz, dann richtig. Und dann muss es einen Primasz geben und ein Primasz spielt nun mal Geige. Gitarre ist doch in Wahrheit ein Begleitinstrument.“ Adam wusste, dass das eine provokante und ziemlich verwegene Ansage war. Zumal für einen Gadze. Aber er war in Risikolaune und

sich zudem seines Jokers ziemlich sicher. Darum legte er sogar noch nach. „Und, bitte seid mir nicht böse, aber Ami bleibt Ami. Letztlich klingt doch da auch Gypsyjazz irgendwo immer nach Country und irischer Fidel. Im besten Fall nach Gershwin. Wusstet Ihr, dass es eine Aufnahme von [Stéphane Grappelli](#) gibt, bei der er sieben Jahre alt war? Die wurde unlängst erst in einem Budapester Archiv entdeckt und restauriert. Ihr erinnert Euch vielleicht an Mikail aus Minsk, der den PA-Verleih in Moskau betreibt? Der hat mir vor einigen Tagen von dieser Aufnahme ein mp3 gemailt. Ist nur ein mp3, aber schon da ist das nicht zu überbieten. Mit sieben Jahren war dieser Grappelli schon so genial. Und vor allem noch völlig unverdorben und unbeeinflusst von Technik und irgendwelchen Einflüssen. Das ist einfach nur pure Emotion. Ich wette, da kommen Euch die Tränen, wenn Ihr das hört. Ich hab das Email auf meinem LapTop, wenn wir im Hotel sind, muss ich Euch das vorspielen. Da fallen Euch die Ohren ab, Freunde.“

„Ich wusste nicht, dass Du hörst französische Jazz, Adam.“ Tontschi nickte anerkennend. „Ist leider gestorben viel zu früh – er wurde nur 100 Jahre, Ihr wisst? Wenn er heute noch gelebt hätte – oh, stelle Dir vor, was der spielen würde.“

„Ja, ich habe schon oft gedacht, das wäre das größte“ beeilte sich auch Andreasz zuzustimmen, um sogleich die nächste Runde zu beginnen. „Stell Dir vor, zum Beispiel spielt zusammen mit [Darriau Matt](#) mit Klarinette. Das wäre einzige der lebt, der wo könnte mithalten mit andere Instrument. Für mich Darriau ist überhaupt eigentliche Herz von [Klezmatics](#)“

Adam lächelte zufrieden. Er hatte seinen Stich gewonnen und da er keine wirkliche Spielernatur war, würde er es dabei belassen und seinen Erfolg in Ruhe genießen. Er gönnte sich einige Blicke über die weiten Felder, die rechts und links neben ihnen vorbeizogen. Dann blickte er hinüber zu Mirijam.

## Bilder

Größer hätte der Unterschied kaum sein können. Verglichen mit der Reise am Vortag, war für Mirijam auf der Fahrt von Pecs Richtung Serbien alles anders. Das unbelastete Gefühl durch eine Welt zu gleiten, die mit der ihren absolut nichts zu tun hatte, fast wie bei einem Museums- oder Kinobesuch, hatte sich jäh als Illusion erwiesen. Unzählige Fragen und Zweifel waren in die zuvor als so angenehm empfundene Leere gestürzt, als hätte jemand mit einer Nadel in eine Vakuumverpackung gestochen. Und was gestern noch entspannte Stille gewesen war, belastete sie heute als bedrückendes Schweigen.

Abgesehen davon, dass von Ruhe ohnehin nicht mehr die Rede sein konnte, seit Anton zu ihnen gestoßen war. Mirijam konnte sich nicht erinnern jemals einen Menschen getroffen zu haben, der solchermaßen sprichwörtlich ohne Punkt und Komma reden konnte. Und dies in einem Tempo, dass einem schwindlig werden konnte, selbst dann, wenn man kein Wort von dem verstand, was der kleingewachsene, drahtige Mann mit dem künstlerisch gepflegten Dreitagebart und dem ergrauten Haarkranz um eine raumgreifende, natürliche Tonsur, ohne Unterlass von sich gab. Da er zumeist in Ungarisch auf seine Kollegen einredete.

Andreasz versuchte, nachdem er sich mit seinem Bandchef noch einige Runden „New-Yorker-Juden-im-Barbers-Shop“ ausgefochten hatte, dem nicht enden wollenden Strom der Worte ab und zu durch vorgetäushtes Einschlafen zu entkommen, jedoch ohne Erfolg. Schon deshalb nicht, weil Tontschi, meist ohnehin nicht auf Antworten oder Reaktionen seiner vermeintlichen Gesprächspartner achtete oder sich von solchen etwa unterbrechen ließ.

Am Vortag hätte Mirijam dieses wahrhafte Sprachphänomen noch amüsiert beobachtet und vielleicht versucht, sich einen Sport daraus zu machen, anhand von Gestik oder Sprachmelodie die Inhalte von Tontschis Vorträgen zu erraten oder auch zu erdichten. Heute empfand

sie es jedoch nur als enervierendes Störfeuer, das sie daran hinderte, die zahllosen Gedanken zu sortieren, die sich seit Ihrem Treffen mit Juri wie außer Kontrolle geratene Rotorblätter in ihrem Kopf drehten.

Sie hatte die Tote auf dem Bild, das ihr der Polizeidirektor gezeigt hatte sofort erkannt. Obwohl das Gesicht der jungen Frau vom Wasser sehr gezeichnet war, konnte Mirijam die charakteristischen Wangenknochen und die für eine Romni außergewöhnlich zierliche Nase ausmachen, die sie auf der weitaus attraktiveren Aufnahme von Alisa so bewundert hatte. Auf dem Portraitfoto, das Adam ihr tags zuvor gezeigt hatte.

Sie hatte versucht sich nichts anmerken zu lassen. Geistesgegenwärtig, genau genommen eher reflexartig, hatte sie Juri gebeten, das Bild mit ihrer Digitalkamera abzufotografieren zu dürfen. Mit der wenig überzeugenden Begründung, es könnte ja sein, dass ihr die Donau etwas zuflüstere. Wenn er, Juri, schon nichts Essentielles für sie hätte, so könnte es der Zufall doch wollen, dass ein paar Informationen für ihn ihren Weg kreuzten. Immerhin führe sie selbst in die gleiche Richtung, in der auch die Tote unterwegs gewesen war. Mirijam war bemüht gewesen, ihren lakonisch-respektlosen Ton beizubehalten, um keinen Verdacht zu erregen. Warum eigentlich? Sie konnte es nicht sagen. Ebenso wenig ob es ihr gelungen war.

Juri besaß eine geradezu beängstigende Menschenkenntnis. Sie war seine stärkste Waffe, für die er über die Grenzen seines Wirkungskreises hinaus bekannt und zuweilen auch gefürchtet war. Seine auffällige Emotionslosigkeit war dabei Teil seiner Methode. Nichts sollte ihn ablenken beim Erspüren der Schwingungen, die seine Umgebung aussandte. Wie ein Radar, bei dem alle Eigenreflektionen herausgefiltert werden.

Hatte er also ihren Schrecken bemerkt? Die schlagartige Veränderung ihrer Situation? Und war das wichtig? Er stand schließlich auf ihrer Seite? Gab es Seiten? Und wenn, welche?

Zufall. Dieses Wort tauchte in den folgenden Stunden am häufigsten in ihren Gedanken auf. Konnte es Zufall sein? Zufall, das hatte Mirijam in den vergangenen Jahren gelernt, war allgemein eine der beliebtesten Erklärungen für so ziemlich jede Art von Sachverhalt. In aller Regel war es aber auch die Unwahrscheinlichste. Und wenn gar mehrere Zufälle zusammentrafen, sanken die Chancen unaufhaltsam gegen Null, dass es sich tatsächlich um Zufälle handelte.

Ihr zufälliges Treffen mit Adam im Hotel? Dass er zufällig ebenso nach Bukarest unterwegs war wie sie? Andererseits, niemand hatte sie gezwungen, mit ihm mitzufahren. Es war ihre eigene Idee gewesen. Aber war es nicht wiederum eine nahe liegende Idee gewesen? Hätte man sich das nicht ausrechnen können? Aber wozu? Und was hatte das alles mit einer toten Sängerin zu tun, deren Leiche offenbar auf mysteriöse Weise von der rumänischen Hauptstadt flussaufwärts getrieben zu sein schien, um ausgerechnet – zufällig – dort angespült zu werden, wo sie den ersten Informationskontakt bei ihrem neuen Fall treffen sollte. Was für ein Fall? Ungewöhnliche Vorkommnisse an der rumänischen Grenze? Und ein toter russischer Agent, der – welcher Zufall – ebenfalls die schöne Donau entlang getrieben war. Immerhin in der physikalisch korrekten Richtung.

Und schließlich: was hatte Adam mit alldem zu tun? Was hatte das alles miteinander zu tun? Hatte es überhaupt etwas miteinander zu tun? Oder war es doch einfach nur Zufall? Und was – bei allen Flussgöttern - hatte all das mit ihr zu tun? Mittlerweile war Mirijam bald mehr verärgert denn verwirrt.

Adam kannte Mirijam zu gut, um zu glauben, dass es allein Tontschis zugegebenermaßen schier unerträglicher Dauermonolog wäre, der ihre Stimmung verändert hätte.

Wären sie verheiratet oder überhaupt ein Paar gewesen, er hätte sich allergrößte Sorgen gemacht. Denn die Atmosphäre glich sehr stark jener, kurz vor einer gewaltigen Beziehungskrise. Bedrückendes Schweigen, starrer Blick zum Fenster hinaus. Aber sie waren kein Paar. Und er konnte auch schlecht etwas falsch gemacht haben. Sie hatten sich 17 Jahre nicht gesehen, wie könnte er etwas falsch gemacht haben? Er staunte über seinen Egozentrismus. Warum ging er überhaupt davon aus, dass es etwas mit ihm zu tun hatte. Vielleicht sollte er sie einfach fragen? Es gab so vieles, was er sie eigentlich fragen wollte. Er hatte ihr in den letzten zwei Tagen einen ziemlich kompletten Überblick gegeben, über das, was sich in seinen Leben zugetragen hatte, seit sie sich aus den Augen verloren hatten. Von ihr hingegen hatte er nur eher spärliche Informationen bekommen.

Im Zuge der unerwarteten Ereignisse war ihm das gar nicht weiter aufgefallen, aber jetzt wurde es ihm gewahr, dass er im Grunde kaum etwas von ihr wusste. Nicht einmal was für Beziehungen sie inzwischen gehabt hatte; ob sie jetzt eine hatte. Das musste es sein! Sie hatte eine. Sie hat sich gerade getrennt, er rennt ihr – telefonisch, per sms – hinterher. Logisch, wer würde das nicht tun? Unerwartete Geschäfte in Bukarest? Bullshit! Du rennst vor einer Trennung davon, meine Beste. Und heute hat sie Dich wieder eingeholt. Adam war erleichtert. Er spürte förmlich die Anspannung aus seinen Schultern weichen.

„Ich lese immer noch in Dir, wie in einem offenen Buch“, dachte er und blickte mit einem heimlichen Lächeln zu ihr hinüber. Er war zufrieden mit sich.

„Ah, Adam.“ Tontschi beugte sich nach vorne zum Fahrersitz, „glaubst Du, das stimmt, das was Marko erzählt, dass sie wirklich ist so gut, diese Sängerin? Ah, heißt Alisa, stimmt?“

„Ich weiß auch nicht viel, Tontschi.“ Adam drehte sich etwas nach hinten, ohne den Blick von der Straße zu nehmen und fasste noch

mal zusammen, was Marko ihm über seine angebliche Sensationsentdeckung berichtet hatte. Es war ja nicht so, dass er nicht seine Zweifel gehabt hätte, „aber weißt Du, irgendwas muss an ihr dran sein. Mal ehrlich Tontschi, wie viele Frauen – Mädchen – aus Deiner Familie haben Sprachwissenschaften in London studiert?“ Tontschi lachte, wie über einen besonders absurden Gedanken. Dann boxte er Adam in den Oberarm.

„Naja, das will ich schon hoffen, dass an ihr etwas dran ist!“ Mit einem theatralischen Blick auf Mirijam schlug er sich die Hand vor den Mund. Diese aber schien ihn gar nicht gehört zu haben.

„Jedenfalls, Adam, die wirkliche Frage ist doch, ob sie auch singen kann!“

„Lassen wir uns überraschen Tontschi. Vertrauen wir auf Marko. Wenn der sagt, das sei Superwoman“, Adam tippte sich mit dem rechten Zeigefinger auf die Wange unter dem rechten Auge, „dann ist das auch Superwoman. Und die kann alles: zu Luft, zu Land, zu Wasser.“ Sie lachten beide.

„Dobre! Dein Wort in – wie sagt ihr? Gottes Ohren?“

„Ja sicher, es wird bestimmt himmlisch!“ Tontschi schlug ihm erneut auf die Schulter, als Mirijam sich zu Adam wandte:

„Könntest Du an der nächsten Raststätte wohl mal rausfahren?“ und tonlos formte sie die Erklärung dazu mit den Lippen.

„Klar, kein Problem. Müsste bald eine kommen.“

Tontschi hatte sich inzwischen wieder zurück in die Sitzbank fallen lassen und erneut angefangen Ungarisch auf den müde blinzelnden Bassisten einzureden. Vermutlich, dachte Adam während er nach einem Rastplatz Ausschau hielt, übersetzt Tontschi jetzt jedes Wort ihrer Unterhaltung für Andreasz, unbeeindruckt von der Tatsache, dass dieser ebenso gut Deutsch verstand, wie Tontschi selbst.

Hatte er sich das eingebildet, oder sah Mirijam blasser aus? Sie war ihm gerade beinahe verzweifelt vorgekommen. So eine schwache Blase hatte sie früher jedenfalls nicht gehabt. Er setzte den Blinker, bog rechts ab und fuhr vor eine etwas verwitterte, aber immerhin geöffnete Tankstelle.

## **D'Alema**

Aleksandar war beinahe eine halbe Stunde zu früh dran. Er saß in der kleinen Bar gegenüber des Stadtbrunnens und spielte gedankenverloren mit dem Kronkorken seines Mineralwassers. Er konnte sich beim besten Willen nicht entscheiden, ob ihm dieses überraschende Treffen sehr ungelegen oder eigentlich gerade Recht kam. Wenn er nur wüsste, was Adrian von ihm wollte? Dann könnte er sich darauf vorbereiten. Aleksandar hasste es, unvorbereitet zu sein. Er fühlte sich dann in etwa so, als hätte er seine Hausaufgaben nicht gemacht. Es musste etwas mit dem Projekt zu tun haben, soviel war sicher.

Vielleicht konnte er ja die Chance nutzen und Ady überzeugen? Wenn er Adrian auf seiner Seite hätte, dann wäre alles andere A Piece of Cake – ein Klacks. Er, Aleks, könnte dem gleichaltrigen Adrian so viel bieten. Er wusste, dass der ehrgeizig war und Veränderung wollte. Genau wie er. Sie könnten ein Team sein. Wenn Adrian nur kein Zigeuner wäre, grübelte er. Aber andererseits, es gab ja solche und solche. Und in diesem Fall wäre das ja genau der Vorteil. Wenn er Adrian überzeugen könnte, wäre eben alles so viel einfacher. Fast wünschte er, das Treffen mit Adrian wäre früher gewesen. Nämlich vor dem Termin, auf den er jetzt gerade wartete. Dann wäre dieser vielleicht gar nicht mehr nötig gewesen. Er blickte durch die beschlagene Scheibe hinaus auf den Stadtplatz und seufzte:

„Wenn man vom Teufel spricht.“

Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes war eine große Alfa Romeo Limousine zum stehen gekommen, direkt vor dem alten Rathaus, jenem klassizistischen Jahrhundertwendegebäude, das unverkennbar Zeugnis davon gab, dass die ungarisch-österreichische Monarchie einst Großes für den kleinen Ort geplant hatte und in dem sich heute sein kleines Bürgermeisterbüro befand. Immerhin mit Vorzimmer.

„Warum parkst Du Deinen Spaghettipanzer nicht gleich direkt in der Eingangshalle?“ ärgerte sich Aleksandar über das wenig diskrete Auftreten seines Besuchers und schüttelte den Kopf. Er war noch nie ein besonderer Freund der Italiener gewesen. Er nahm sie vorwiegend als genierfreie Touristen wahr, die sich benahmten, als sei Rumänien noch immer römische Provinz und als solche in ihrem Besitz. Oder sie traten als Grundstücksspekulanten auf, die sich mit ihren Euros die bestgelegenen Liegenschaften unter den Nagel rissen und damit die Preise für Einheimische ins Unerschwingliche trieben.

„Kannst Du Deine Widersacher nicht besiegen“, ging es ihm durch den Kopf. Denn immerhin waren es ja genau jene Touristen, mit deren Hilfe er seine Zukunft und die Zukunft seiner Heimatstadt in ganz neue Bahnen lenken wollte. Und wenn er seinen Plan erst einmal umgesetzt hätte, dann würden diese Italiener und ebenso die Spanier, die Holländer und die Deutschen seinem Land und seinen Landsleuten schon den Respekt zollen, der ihnen zustand.

Aber um das zu erreichen, er seufzte erneut, brauchte er nun mal diesen Mailänder Signore, der jetzt im anthrazitgrauen Zweireiher quer über den Platz und direkt auf das kleine Café zusteuerte.

„Sicher Armani“, dachte Aleksandar und lächelte. Von Mode zumindest, verstünden sie etwas, die Italiener, das musste er ihnen lassen. Und von Geschäften. Und deswegen war er ja hier. Er holte tief Luft, richtete sich kerzengerade auf und erhob sich ein Stück weit von seinem Sitz, um seinen Gast zu begrüßen.

„Signore D’Alema, schön sie zu sehen“, und mit einem Blick auf seine Armbanduhr scherzte er: „Da soll noch mal jemand sagen, Italiener seien unpünktlich.“

„Buon Giorno Aleksandar, danke.“ Der so Begrüßte nahm auf dem Stuhl Platz, den Aleksandar ihm mit einer einladenden Handbewegung angeboten hatte. „Tja, all diese Vorurteile in der Welt. Wissen Sie, was eine beliebte Ausrede in Italien ist, wen jemand zu spät kommt? ‚Scusa, mir hat ein Rumäne die Armbanduhr geklaut.‘“ Er zeigte ein Grinsen, das jedem Haifisch zu Ehren gereicht hätte und bestellte bei der jungen Frau, die zu ihnen an den Tisch getreten war, einen Grande Cappucino.

Daniele D’Alema, der keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen zum ehemaligen italienischen Premierminister gleichen Namens hatte, auf diese Tatsache aber freiwillig niemals hinweisen würde, war gelernter Jurist. Auf seiner zweisprachigen Visitenkarte stand ‚Consultant / Consulente‘ und er war, wenn man so will, eine prototypische Synthese aus beidem, Italiener und Geschäftsmann.

In einem Hollywoodfilm, so hatte Aleksandar schon einige Male überlegt, würde D’Alema nicht den Mafiaboss spielen. Er wäre vielmehr der klassische zweite Mann. Derjenige, der die Fäden spinnt und zieht, der eigentlich Gefährliche, der, der immer im Hintergrund bleibt.

Nicht dass D’Alema durch besondere Bescheidenheit aufgefallen wäre. Mailänder Schuhe, römische Maßanzüge, goldene Uhren aus der Schweiz. Er besaß auch durchaus Charme und hatte, insbesondere mit seinen wachen, energiereichen Augen, fraglos südländische Womanizerqualitäten. Gleichzeitig war er aber auch derart stereotyp, dass er daraus schon wieder eine gewisse Unauffälligkeit zog, oder genauer, die Fähigkeit unauffällig zu wirken, wenn ihm dies angebracht erschien.

Jetzt, in Aleksandars Gegenwart, legte er darauf augenscheinlich keinen gesteigerten Wert.

„Wie stehen die Aktien, mio amico?“ D’Alema sprach ein fließendes Rumänisch, das jedoch einen so ausgeprägten italienischen Klang hatte, dass es Sprachfremde leicht für selbiges halten konnten und Aleksandar musste sich eingestehen, dass diese Kombination ausgesprochen elegant und weltmännisch wirkte. Er hatte sich sogar selbst bereits mehrmals dabei ertappt, den Duktus seines ungeliebten Geschäftspartners unbewusst zu imitieren, wenn er länger mit diesem gesprochen hatte.

„Ganz ausgezeichnet“, antwortete er und versuchte dabei so Rumänisch zu klingen, wie möglich. „Die Leute in Bukarest haben ganze Arbeit geleistet. Die Pläne sind überragend. Einhundert Prozent überzeugend.“

D’Alema nickte, als hätte er nichts anderes erwartet.

„Und die Kosten?“ Aleksandar wiegte den Kopf.

„Scharf kalkuliert, aber im grünen Bereich. Immerhin“, er blies einen kurzen, imaginären Luftschwall in den Raum, „wenn man bedenkt, dass wir eine halbe Stadt neu bauen.“ Sein Gegenüber blickte ihm scharf in die Augen.

„Mit anderen Worten, Aleksandar, Sie sind mit unserem“, er ließ ein Lächeln über die Lippen zucken und setzte das nächste Wort ein klein wenig ab, „Sponsoringangebot einverstanden?“

Aleksandar versuchte dem Blick standzuhalten. Er fühlte sein Herz schneller schlagen, zwang sich aber, nicht schneller zu atmen. Wenn er jetzt ja sagen würde, das wusste er, gab es kein Zurück mehr. Diese Leute, deren Sprecher D’Alema war, würden für plötzliche Meinungsänderungen keinerlei Verständnis aufbringen. Er dachte kurz an Adrian, dann dachte er an die Präsentation, und an die Zukunft, an seinen Onkel und schließlich sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Wir brauchen lediglich noch die Modalitäten zu besprechen.“

„Ausgezeichnet. Wie haben Sie es sich denn vorgestellt, mein Freund?“ Der samtweiche Ton in D'Alemas Worten ließ Aleksandar einen Schauer den Rücken hinunterlaufen, aber er antwortete ohne ein Zeichen der Verunsicherung:

„Fünzig, fünfzig. Die erste Tranche wenn es losgeht und die zweite bei“, jetzt zögerte auch er das letzte Wort einen winzigen Moment hinaus, „Lieferung.“ D'Alema grinste, dann erwiderte er gönnerhaft:

„Ich sage Ihnen was, Aleksandar, weil ich Sie schätze. Ein Drittel bei Lieferung, ein Drittel wenn wir sicher sein können, dass nichts mehr“, wieder eine Kunstpause, „anbrennen kann!“ Er griff nach dem ledernen Koffer, den er neben seinen Stuhl gestellt hatte und schob ihn mit einem kurzen Stoß zu Aleksandar hinüber. „Und ein Drittel jetzt. Sofort.“ Er lehnte sich entspannt zurück.

„Zählen Sie es.“

Aleksandar starrte den Mann aus Mailand eine Sekunde lang an, dann blickte er etwas hektisch hinüber zur Bar. Die Bedienung war mit Abwasch beschäftigt. D'Alema machte eine beruhigende Handbewegung.

„Zählen Sie zuhause, mein Freund. Ich bin noch bis morgen in der Stadt. Sie sagen mir einfach Bescheid, falls ich mich verrechnet haben sollte“, und erneut blitzte das Haifischgrinsen auf. Dann beugte er sich über den Tisch und kam sehr dicht auf Aleksandar zu.

„Was mich noch interessieren würde, wie werden Sie es denn angehen?“

Plötzlich war Aleksandar wieder ruhig, sein Gesicht stoisch.

„Ich bin verantwortlich. Ich werde es selbst machen.“

„Ausgezeichnet“, der Italiener ließ sich wieder zurückfallen und verschränkte die Arme hinter dem Kopf, „ich bin ein großer Freund von flachen Hierarchien.“ Und dieses Mal schien sein Lächeln äußerst zufrieden und beinahe echt zu sein.

## Hymne

Adam hasste Grenzen. Sie verursachten in ihm stets ein ungutes Gefühl. Eine Mischung aus Beklemmung, Ungeduld und immer auch ein wenig Furcht. Vielleicht ein Überbleibsel aus Kindertagen, als er mit seiner Familie häufig durch die sogenannte Zone von Westdeutschland durch die DDR nach Westberlin gefahren war. Die Einschüchterungen und Schikane der ostdeutschen Grenzwächter waren auf diesen Reisen stets unliebsame Gewohnheit.

Den grenzfreien Reiseverkehr innerhalb des Schengeneuropas betrachtete er denn auch als eine der größten politischen und gesellschaftlichen Leistungen in der jüngeren Geschichte des alten Kontinents – allzu viele nennenswerte politische oder gesellschaftliche Leistungen fielen ihm bei genauerem Nachdenken ohnehin nicht ein – und es ärgerte ihn immer wieder, wie schnell die Menschen, und auch die Medien, solche positiven Veränderungen als Selbstverständlichkeit betrachteten und auf der anderen Seite nicht müde wurden, unentwegt über negative Nicklichkeiten zu berichten und zu klagen.

Er hatte sich seit Anfang der Neunziger Jahre selbst sehr rasch an den grenzenlosen Verkehr im Westen Europas gewöhnt und so war er, als er dann zum ersten Mal von Wien nach Osten gefahren war, geradezu erschrocken, plötzlich wieder vor Schlagbäumen und Grenzposten stehen zu müssen. Er hatte fast vergessen gehabt, dass es so etwas überhaupt gibt.

Grundsätzlich hielt er Grenzen ja für etwas vollkommen Unverständliches und Unnatürliches. Woher nahmen Menschen das Recht, so fragte er sich, anderen Menschen zu verbieten, von A nach B zu fahren? Oder in C zu leben und dort ihr Glück zu suchen, wo sie es für wünschenswert und aussichtsreich hielten? Auf welchem vermeintlichen Naturrecht basierten Passkontrollen, Visavergaben oder Aufenthaltsgenehmigungen? All das gab es schließlich, historisch

betrachtet, auch noch gar nicht lange. Es waren bürokratische Erfindungen des späten neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts.

Wenn Goethe oder Mozart nach Italien gereist waren, um sich dort inspirieren zu lassen, hatten sie sicherlich das eine oder andere Wegegeld zu bezahlen, aber fahren konnten sie, wohin sie wollten. Und war Haydn etwa mit einem Asylantrag nach London gezogen? Oder hatte er eine Greencard gewonnen? Wohl kaum. Selbst so gewaltige Grenzbefestigungen, wie einst der antikrömische Limes oder der Hadrianswall, waren rein militärische Gebilde, aufgestellt, um feindliche Armeen aufzuhalten. Für zivile Personen, für Tausch und Handel jedoch, waren sie durchlässig und es stand einem Jeden frei, seine Heimstatt dies- oder jenseits der Grenzen zu wählen. Wenngleich natürlich auf eigenes Risiko und nur solange er sich an die jeweiligen Regeln hielt.

Ihm, Adam, war fei wählbares Risiko schon immer allemal lieber gewesen, als staatlich verordnete und kontrollierte Sicherheit, welche letztlich ja doch nur Illusion sein konnte.

So beschäftigte sich Adam mit weltpolitischen und gesellschaftlichen Fragen, während sie in der wartenden Autokolonne vor der ungarisch-serbischen Grenze auf der Route nach Novi Sad standen.

Richtung Serbien hatte man grundsätzlich die Wahl, zwischen ein paar kleineren, weniger frequentierten und den beiden großen Übergängen auf den Hauptstrecken. Erstere hatten den Vorteil an sich kürzerer Wartezeiten, dafür waren die Kontrolleure an diesen Wald- und Wiesenposten häufig besonders übereifrig und konnten mitunter recht unangenehm werden, wenn sie ihre ganze vermeintliche Autorität in die Waagschale warfen, wofür sie offenbar so selten Gelegenheit hatten, dass sie es, wann immer sich eine solche ergab, zur Gänze auskosteten.

Auf den Hauptstrecken wiederum stand man selbst außerhalb der Saison schon mal zwei, drei Stunden in einer deprimierend langen Blechschlange, die sich in Zeitlupentempo vorwärts wälzte, ohne dass man ersehen könnte, wo sie wohl enden würde.

Adam zog diese abgasgetränkte Prozession dennoch den kleinen, gelangweilten Grenzdiiktatoren vor, zumal mit ungarischen Roma an Bord und einem Gepäckraum voller technischer Geräte, die so ein Zwerggrenzbeamte, wenn ihn das Nichtstun einmal besonders anödete, durchaus zur Gänze ausladen und auf Zweck und Herkunft überprüfen lassen konnte. Da erschienen Adam in der Regel drei Stunden eigenes Nichtstun zwischen belgischen Truckern und serbischen Hausmeistern mit Berliner Dialekt bei Weitem als das geringere Übel.

Die heutige Route war dennoch ein Kompromiss. Der Grenzübergang bei Bački Breg lag auf keiner der großen Fernstraßen, war aber auch keine der ganz kleinen Stationen, vor allem aber lag er auf der direktesten Verbindung nach Novi Sad, wo sie die nächsten Bandmitglieder abholen würden. Die Schnellstraße hätte über Kroatien geführt und somit eine weitere Grenzkontrolle mit sich gebracht. Das wollte Adam nach Möglichkeit vermeiden. Was die Warteschlange vor dem Grenzgebäude betraf, so sah es an diesem Tag allerdings wenig nach Kompromiss aus. Die Fahrzeuge stauten sich auf eine Länge von immerhin rund vier Kilometer und Adam hoffte, dass dafür die Beamten beschäftigt genug wären, um auf keine lästigen Gedanken zu kommen.

Als sie schließlich an der Reihe waren, blickte der ungarische Zöllner erwartungsgemäß überhaupt nicht in den Stapel der Ausweispapiere, den Adam ihm durchs offene Fenster gereicht hatte. Stattdessen gab er die Pässe sofort an seinen serbischen Kollegen weiter, der praktischerweise gleich neben ihm stand und mit dem er ohnehin in erster Linie in ein angeregtes Gespräch vertieft war.

Der Serbe blätterte die verschiedenfarbigen Dokumente eher mechanisch einmal durch und war bereits im Begriff, sie Adam zurückzureichen, als er beim letzten Pass zögerte und dann doch mit etwas mehr Interesse dessen Seiten betrachtete. Adam zog die Augenbrauen zusammen. Er erkannte, dass es sich um Mirijams Reisepass handelte und er überlegte, was dem Beamten gerade speziell an diesem aufgefallen sein könnte.

Unwillkürlich hielt er ein wenig die Luft an, als der Zöllner näher ans Fenster trat und an ihm vorbei Mirijam auf dem Beifahrersitz ansprach.

„Sie häufig fahre Russland Frau“, er blickte noch mal in den Ausweis, „Mirijam?“

In Adams Kopf begann es zu arbeiten. Serben, Russen, war da ein Problem? Nein, eigentlich im Gegenteil, die Serben sahen in Russland doch traditionell den großen Bruder im Geiste. Hatte es vielleicht jüngste Vorkommnisse gegeben, die ihm entgangen waren?

„Da, da“, Mirijam beugte sich zu dem Grenzer hinüber, „ich habe eine Wohnung in Moskau und arbeite dort“, erklärte sie in fließendem Russisch. Die Miene des großgewachsenen, kräftigen Mannes in Uniform hellte sich auf und er sprach ebenfalls in Russisch weiter.

„Ah, mein Großvater war aus Russland. Ich besuche oft Verwandte dort. So schönes Land. Und jetzt besuchen Sie Serbien?“

„Da, und ich bin sicher, es ist auch ein wunderschönes Land“, sie lächelte ihn an. Der Zöllner strahlte. Ohne Adam anzusehen reichte er diesem die restlichen Pässe, Mirijam übergab er den ihren mit einer schwungvollen, beinahe eleganten Bewegung persönlich.

„Dobre, genießen Sie die Fahrt. Reisen Sie auf den kleinen Straßen, dort können Sie viel mehr von unserem Land erfahren.“ Mirijam nickte.

„Spasiba, wir werden das machen. Dosvedanja.“

„Doswedanja“, der Mann nickte und Adam ließ den Wagen anrollen.

„Wir sollten Dich für Grenzübergänge fest engagieren“, er verdrehte ein wenig die Augen und lachte.

„Grenzer sind meine Spezialität. Die verspeise ich zuckersüß zum Frühstück und sie merken es nicht mal“, auch Mirijam lachte. Zum ersten Mal, seit sie in Pecs aufgebrochen waren und zum ersten Mal war Adam daher einem Zollbeamten ein wenig dankbar.

Er schaltete den CD-Player ein, reichte zwei Ausweise nach hinten zu den beiden Musikern, ließ seinen eigenen ins Handschuhfach gleiten und drückte aufs Gas.

Aus den Lautsprechern klang zärtlich eine pizzicato gespielte Geige.

„Ah“, Tontschi räkelte sich genießerisch auf der Rückbank. „Loyko“ Sehr gut. Sehr passend. Beste Aufnahme von Hymne ever.“ Adam lächelte. Es war purer Zufall, dass die CD genau an diese Stelle begonnen hatte, aber Tontschi hatte Recht. Unter den unzähligen Versionen des Liedes „Dzehlem Dzehlem“, das als offizielle Hymne der Roma gilt, war es die der russischen Formation Loyko, in der die innere Zerrissenheit, zwischen der Sehnsucht nach Heimat und zugleich nach Freiheit, Weite und Ferne, am deutlichsten und intensivsten spürbar wurde. Auch für Gadzes, also für Nicht-Roma, die den Text über die gewaltsame Vertreibung der Roma, durch die sogenannte Schwarze Legion im faschistischen Kroatien, nicht verstehen können.

Und der Song passte umso mehr, als für Adam mit dem Verlassen Ungarns, die Reise immer erst richtig begann, die Fahrt auf den Balkan oder - wie es in der Gypsy-Hymne heißt - „lungone dromensa“, die Fahrt „auf langen Wegen“.

Das Land ist hier sehr flach. Schon von kleinen Erhebungen aus, kann der Blick ungehindert in die Weite schweifen, bis er sich in der Ferne am Horizont verliert. Tief hängende Weiden, kleine Tümpel und Seen, unter dichtem Schilf verborgene Bäche, ein paar verstreute, nur äußerst wage begrenzte Äcker, verleihen der Ebene eine mosaikartige Struktur, die das Auge jedoch mehr verwirrt, als dass es ihm Orientierung böte. Orientierung gibt alleine die Straße, die, genau von diesem Punkt aus, die ganze Welt in zwei gleich große Hälften zu schneiden scheint.

In ungleichmäßigen Böen streicht kräftiger Wind von Westen über die Szenerie und verwandelt das hohe Gras, das Schilf und das niedrige Buschwerk in grüne Ozeane, von großen und kleinen Wellen durchzogen. Die Dünung bricht sich an den goldbraun gefärbten Allees links und rechts der sich sanft wiegenden Straße, wie das Meer, das gegen Kaimauern schlägt, die den Weg zu einem Leuchtturm hinaus säumen.

Und wie Gischt stieben schwarze Wolken aus den sich biegender Wipfeln. Gewaltige Schwärme von frühen Staren, die auf ihrem Weg nach Süden kurz Rast gemacht haben und die sich scheinbar, wie spielende Kinder am Strand, mit jeder neuen Luftwelle von einem Wipfel zum nächsten tragen lassen, bevor sie ganz plötzlich, einem unhörbaren Befehl gehorchend, wieder in die Höhe schießen und ihren eigenen langen Weg fortsetzen.

Bald schon ist die Straße nur noch eine dünne Linie, an deren verschwindenden Ende vereinzelt Gebäude auftauchen. Ein paar Kirchen mit langen Türmen, die sich so schmal und schlank aus der Landschaft erheben, als wollten sie nur ja wenig Widerstandsfläche bieten, so dass der Wind ungebremst weiterstürmen kann, über niedrige, lang gestreckte Gehöfte, die sich, einer anderen Strategie folgend, tief in die rauschenden Felder zu ducken scheinen. Viele von ihnen sind leer und bereits dabei, wieder zur Gänze in den grünen Wogen zu versinken.

Feldwege, Flüsschen und Bewässerungskanäle werfen ein weitmaschiges Netz über die Ebene. Nähert sich eine der wenigen, kleinen Ortschaften, so werden die Maschen kurzzeitig etwas dichter und verformen sich, um nach links und rechts auszuweichen, so dass Wohnhäuser, Ställe, die Schule, die Kirche, ein kleiner Dorfplatz und ab und zu eine Tankstelle durch das Netz hindurchschlüpfen können, das sich sogleich wieder ausstreckt und seine Enden bis an den Horizont dehnt.

Das Schilf wird jetzt dichter und häufiger. Wie Sommersprossen zeigen sich immer mehr große und kleinere Flecken, die sich durch das dunklere Grün der langen Halme und das Schwarzbraun der kräftigen Holme vom eher samtigen Ton der Wiesen deutlich abheben. Die tief gebeugten Weiden werden mächtiger. In langen Reihen bilden sie gewundene Spaliere, die sich vereinzelt treffen, kreuzen und wieder auseinander laufen.

Die kleinen Haine sind zu Wäldchen geworden. Pappeln, Platanen, einige Nadelbäume, Eichen, Kastanien, langsam formieren sie sich zu einem dichter werdenden Forst. Der Luftstrom gewinnt an Höhe, um ihre Wipfel zu übersteigen.

Kleine Wasserläufe treiben hier und da Schneisen durch das Dickicht. Am Ende einer solchen Schlucht durch das Geäst blitzt kurz etwas auf, weiss-bläulich, zu ungenau noch, um erkannt zu werden. Die Baumwipfel recken ihre langen, biegsamen Finger dem Wind entgegen, der über sie hinwegstreicht und ein wenig seiner frühen Wärme verteilt, die er zuvor, dicht über dem Boden gesammelt hat.

Er steigt weiter auf und nimmt ein paar weiße Vögel mit auf den Weg. Möwen, die ihm gerade entgegengekommen waren, ändern die Richtung und lassen sich lachend im frischen Strom wieder zurücktragen.

Ganz plötzlich reißt das Grün ab. Der Wald endet jäh in einem scharf beschnittenen Saum und gibt den Blick frei, auf ein schäumendes, breites und machtvolles Gewässer.

In einer kräftigen Kurve nähert sich die Donau der historischen Silhouette von Novi Sad.

„Es ist, wie wenn man die Tochter eines entfernten Verwandten einmal sieht, wenn sie vier oder fünf Jahre alt ist. Dann hörst Du jahrelang nichts von diesem fernen Familienmitglied, bis Du sie zehn, zwölf Jahre später zufällig irgendwo auf der Straße triffst. Und siehe da: ist aus dem schüchternen Mädchen, das sich zur Hälfte noch hinter Papas schützendem Hosenbein versteckt hatte, eine blühende junge Frau geworden, die ihre wilden Locken in der Sonne schüttelt und Dich selbstbewusst und herausfordernd anlacht.

Ich bin jedes Mal wieder fasziniert, vom Unterschied zwischen der verhuschten, braven Donau bei Wien und der ungezähmten Balkanbraut, zu der sie hier inzwischen geworden ist.“

Adam und seine kleine Reisegruppe standen auf einem etwas erhöhten Rastplatz kurz vor der Ortseinfahrt von Novi Sad und blickten dem braunblauen Strom nach, der die Stadt von links kommend tangierte und dann hinter ihren Häusern verschwand.

„Sehr gut gesagt, Adam.“ Anton klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter. Andreasz dagegen sah ihn mit zusammengekniffenen Augen von der Seite her an, zog die linke Braue etwas nach oben.

„Donaufieber, ich nenne das. Comes from Mosquitos.“ Er zeichnete kleine schnelle Kreise mit dem Zeigefinger in die Luft. „But keine Angst“, er wandte sich zu Mirijam, „das vergehen wieder.“

Mirjam hatte nicht wirklich zugehört und brummte abwesend so etwas wie Zustimmung. Ihr Blick war unverändert auf den Fluss gerichtet. Auch sie war von dessen Größe und Kraft überrascht und sie schaute mit äußerst indifferenten Gefühlen über die Wassermassen, die zu ihren Füßen vorbeirauschten. Obwohl sie inzwischen immerhin zu einer Entscheidung gekommen war und einen Plan gefasst hatte.

Sie würde Adam konfrontieren. Sie würde ihm das Bild der ertrunkenen Alisa zeigen und ihn fragen, ob er eine Erklärung dafür hätte, warum die Sängerin, deretwegen sie angeblich durch halb Osteuropa gondelten, die Donau von Budapest her oder von Bratislava, vielleicht sogar von Wien aus herunter treibt. Und wenn sie schon dabei wäre, ob ihm auch noch etwas zu all den anderen Zufällen einfiel.

Sie konnte sich nicht vorstellen, trotz all der Jahre, die sie sich nicht gesehen hatten, dass Adam ihr etwas antun würde. Sie war zu der Überzeugung gelangt, dass da jemand im Hintergrund die Fäden ziehen müsste, dass sie womöglich gegeneinander ausgespielt werden sollten. Auf jeden Fall musste sie erfahren, auf welcher Seite Adam stand und welche Rolle er spielte. Und wenn es tatsächlich einen großen Unbekannten gab, der sie manipulierte, wäre es allemal besser, sie würden das gemeinsam ergründen und dagegen angehen.

Und wenn sie sich irrte? Wenn tatsächlich alles Zufall war und Adam von alledem keine Ahnung hatte? Dann hätte sie ihr Geheimnis, dass sie seit sieben Jahren allein mit sich durch die Welt trug, umsonst verraten. Aber immerhin dem Menschen, dem sie in ihrem Leben wahrscheinlich am meisten vertraut hatte. Vielleicht sogar der einzige. Ein Gedanke, der ihr – so oder so – letztlich gar nicht so unangenehm war.

„Ach was“, Adam schüttelte den Kopf, machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und wandte sich wieder dem Wagen zu. „Ihr habt alle keine Ahnung. Ihr habt dieses Naturschauspiel eigentlich gar

nicht verdient. Los, weiter geht's. Sehen wir zu, dass wir was zu essen bekommen und dann die Jungs einsammeln. Die Drums müssen wir auch noch einladen und ich will eigentlich möglichst früh aus der Stadt wieder raus kommen.“ Er klopfte mit der flachen Hand auf das Blechdach des Busses. „Einsteigen Herrschaften, einsteigen bitte, zurückbleiben!“ Er schlug die Fahrertür zu und ließ den Dieselmotor anspringen. „Und tanken müssen wir auch noch.“

Die Donau führt in einem langgestreckten Bogen um das Zentrum von Novi Sad herum, durchquert dessen Peripherie und bietet seinen Einwohnern einige breite, einladende Strände, ehe sie sich wieder in dünner besiedelte Regionen aufmacht und erneut weite Graslandschaften in zwei Hälften teilt. Zunehmend führt sie ihr Weg nun auch durch sanfte Hügel, die rasch an Höhe gewinnen und schließlich durch immer steiler und schroffer werdende Berge.

Bald schon teilt sie auch nicht mehr nur Felder, Äcker, Wälder oder Berge in zwei, sondern auch Länder. Über eine lange Strecke bildet sie die Grenze zwischen Serbien und Rumänien und damit auch zwischen dem geeinten Europa der Europäischen Union und dem bis vor Kurzem noch in blutige Kriege verwickelten ‚Rest‘ des alten Kontinents, der sich erst in jüngster Zeit aufgemacht hat, den Anschluss wieder herzustellen, den er im vergangenen Jahrhundert bereits zu verlieren drohte.

Irritierender Weise liegt dieses, noch nicht zur Union gehörende, europäische ‚Neuland‘ am Westufer der Donau, während, von hier aus betrachtet, die EU im Osten liegt. Und – ebenfalls von hier aus betrachtet – sind die Unterschiede besonders augenfällig.

Denn obwohl Rumänien und Bulgarien innerhalb der Gemeinschaft noch immer weit abgeschlagen die rote Laterne tragen, was Wirtschaftskraft, Einkommen oder Lebensstandard betrifft, so reihen sich doch am Ostufer, also auf der Rumänischen Seite, bereits kleine Siedlungen aus

frisch errichteten, schmucken Ein- oder Mehrfamilienhäusern aneinander. Vermutlich konzipiert und finanziert von westeuropäischen Baukonsortien, die gewappnet sein wollen, für die aufstrebenden und zunehmend zahlungsfähig werdenden Eliten aus Bukarest oder auch aus den ertragreichen Weinbauregionen.

Am Westufer hingegen herrscht in allererster Linie unberührte Natur, ab und an nur unterbrochen von ein paar Weilern, mit steinernen Waschplätzen am Wasser, auf denen kniende Frauen mit farbigen Kopftüchern die Wäsche ihrer Großfamilien reinigen. Vereinzelt marschieren kleine Gänseherden, sorgsam bewacht von einem großen, zottigen Hund, von einem Schattenplatz zum nächsten, trotz ihres schnatternden Getöses kaum beachtet von einigen Rindern, die sich gleichmäßig als braune und schwarze Tupfer die schnell ansteigenden Berghänge hinauf verteilen.

Auch das ungedämpfte Lärmen eines uralten Traktors schreckt sie nicht, obwohl dieser eher ungewöhnlich ist, tauchen doch als häufigstes Transportmittel hochbeladene Pferdeutschen auf den holprigen Kieswegen entlang des Ufers auf. Soweit von häufig überhaupt die Rede sein kann, denn zumeist bewegt sich dort, auf der Westseite, so gut wie gar nichts. Fast wirkt der Blick hinüber, wie ein Fenster in eine andere Zeit, konserviert in friedlicher Zeitlosigkeit.

„Wir werden schon erwartet“, Adam kam als letzter aus der Raststätte und ging auf die anderen zu, die sich bereits um den Bus versammelt hatten. Eilig noch eine Zigarette rauchend, bevor sie die Fahrt fortsetzen würden. Adam hielt sein Handy in die Höhe, während er zu der Gruppe trat und deutete mit der anderen Hand darauf. Er sah sehr zufrieden aus.

„Gerade hat mich Alisa angerufen!“

## Hotels

„Auf die letzte Etappe“, Mirijam hob ihr Glas und lachte ihn gutgelaunt an. „Danke, dass Du eine alte Anhalterin mitgenommen hast und danke für die hervorragende und fundierte Reiseleitung.“ Sie stießen an. Morgen würden sie gegen Mittag in Bukarest eintreffen. Sie würden Alisa abholen – Mirijam bestand darauf, die junge ‚Wonderwoman‘ noch persönlich kennen zu lernen – dann würden sie Mirijam in ihr Hotel bringen und Adam würde mit der Band, die inzwischen vollzählig war, weiterfahren, in das außerhalb gelegene Holiday-Ressort, in dem zwei Tage später die erste Hochzeit, für die sie gebucht waren, stattfinden würde und wo die Musiker endlich beginnen konnten, zu proben. Ihre Wege würden sich dann wieder trennen.

Mirijam meinte zwar, wenn sie die Zeit fände, würde sie eventuell gerne zu der Hochzeit kommen, um die Band auch einmal spielen zu hören und Adam sagte, wenn im Ressort alles glatt lief, hätte er möglicherweise Gelegenheit, noch mal nach Bukarest hinein zu fahren und sie könnten gemeinsam die Stadt besichtigen. Aber sie wussten im Grunde beide, dass weder das eine noch das andere geschehen würde und dass, sobald sie sich verabschiedet hätten, tausend kleine Dinge passieren würden, die dann wieder oberste Priorität einforderten und so würden die fünf Tage vergehen, bis Adam und die Musiker nach der zweiten Hochzeit erneut aufbrechen und das Land in Richtung Mittelmeer verließen.

Fürs erste aber saßen sie jetzt zusammen an der nächtlichen Bar des Hotels „Romania Casino Royal“. In einem jener überdimensionierten Hotel-, Casino- und Sportanlagen, die als grelle Las Vegas Imitate von übereifrigen Investoren schon kurz nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs auf der grünen Wiese erbaut worden waren, zumeist in der Nähe vermeintlicher Sehenswürdigkeiten oder touristischer Anziehungspunkte, die in der Regel kaum mehr waren, als ein mäßig zum Baden einladender Baggersee oder einige im Halbrund drapierte

Felsquader, die einstmals eine stattliche Ritterburg gewesen und dem Ansturm der Osmanen zum Opfer gefallen sein sollen. Glücklicherweise waren die tatsächlichen Attraktionen des Landes, wie die mittelalterlichen Klöster oder die traumhaften Naturreservate des Donaudeltas, weitgehend von derartigen ‚Palästen‘ verschont geblieben. Alles, was sich mehr als zwei oder drei Kilometer von der einzigen echten Autobahn entfernt befand, war den Investoren damals wohl außerhalb jeglicher touristischer Reichweite erschienen.

Mittlerweile dienten die Anlagen, deren Qualität als Hotels und aus gastronomischer Sicht, trotz ausbleibender Besucherströme, immer noch vergleichsweise akzeptabel war, vorwiegend als Fernfahrerhotels, als günstige Quartiere für Geschäftsreisende oder auch als Treffpunkte für Verabredungen, geschäftliche, wie auch private, die, aus diesen oder jenen Gründen, vorzugsweise nicht im ersten Kaffeehaus in der Fußgängerzone der Hauptstadt stattfanden.

Mirijam und Adam hatten gemeinsam mit allen Musikern in dem viel zu großen, mit gewaltigen Kronleuchtern geschmückten Speisesaal zu Abend gegessen. Die Stimmung war ausgelassen gewesen und Adam hatte höchst amüsiert beobachtet, wie sich die fünf Männer erfrischt und vom reichhaltigen Menü gestärkt, reihum ins Zeug legten, um Mirijams Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Hahnenkampf auf höchstem Niveau.

Bereits als er Mirijam zum Essen von ihrem Hotelzimmer abholte, war Adam klar gewesen, dass es so kommen würde. Sie hatte die bequemen Cargohosen und das dunkelblaue Collegesweatshirt, das sie unterwegs getragen hatte, gegen ein rubinrotes Satinkleid getauscht, mit dem sie zweifellos auch bei einem Galadinner im Pariser Ritz die Blicke auf sich gezogen hätte. Hier, in der vereinsamten Las Vegas Kopie, fiel sie aus dem Rahmen, wie ein van Gogh aus einem von Ikea. Sie war ohne Frage meilenweit overdressed. Und sie genoss es sichtlich.

So hatte sie mit Adam vergnügt, heimliche Zeichen ausgetauscht, wie Schulkinder in der letzten Reihe, während Tontschi, Andrasz, Szlatko, Goran und Aleksandar sich mit immer phantasiereicheren Anekdoten und Heldentaten gegenseitig zu überbieten suchten und dabei zunehmend sprachliche Einheitlichkeit und Verständlichkeit zu Gunsten von gestischer und mimischer Überzeugungskraft vernachlässigt hatten, was möglicherweise auch zu einem gewissen Teil dem schweren Rumänischen Wein geschuldet gewesen sein mochte.

Ein ums andere Mal hatte Mirijam Adam gestikuliert, dass sie Worte, Sätze und Pointen nicht verstanden hätte, in der Hoffnung, von ihm das serbisch-ungarisch-englisch-deutsche Kauderwelsch gedolmetscht zu bekommen. Doch dieser hatte längst aufgegeben, immer alles verstehen zu wollen, was die Musiker aus ihren bewegten Leben oder auch aus ihrer Fantasie zum Besten gaben, vor allem, wenn sie sich, wie jetzt, im ritterlichen Wettstreit befanden. Bei so mancher Geschichte, das erkannte er an einigen Begriffen, die er im Laufe der Jahre aufgeschnappt hatte, war er geradezu froh gewesen, dass es Mirijam nicht verstanden hatte und er hätte es um nichts in der Welt übersetzen mögen.

So waren zwei höchst unterhaltsame Stunden wie im Fluge vergangen und als sich die Wortgefechte der Bandmitglieder mehr und mehr von der Realität entfernt und sie erneut begonnen hatten, verstorbene oder in Ehren ergraute und vergessene Größen der Jazzmusik in virtuellen Wettbewerben gegeneinander antreten zu lassen, hatten es Mirijam und Adam für angebracht gehalten, sich zu empfehlen und sich in die sogenannte Panoramalounge im obersten Stockwerk des Hotels zurückzuziehen.

Zwei junge Frauen betraten jetzt die Bar, die außer von Mirijam und Adam nur noch von einer älteren Dame in einem Pailletten besetzten Abendkleid, einem Paar mittleren Alters, welches verdächtig nach Abteilungsleiter und Sekretärin aussah, sowie von drei nicht mehr ganz

jungen Herren in hellgrauen Anzügen und gelockerten, blauen Krawatten bevölkert war. Die beiden Neuankommenden trugen wie Mirijam sehr figurbetonte Kleider, die jedoch im Unterschied zu Mirijams Stilklassiker am oberen, wie am unteren Ende ein oder zwei Handbreit zu wenig Stoff aufwiesen und in sehr glitzerndem Silber, beziehungsweise Gold gehalten waren.

Der Barkeeper schien mit den Wünschen der Damen vertraut zu sein, denn er reichte ihnen zwei zierliche Sektkelche, ohne eine Bestellung abzuwarten und die beiden steuerten ebenfalls ohne größere Umschweife auf den Tisch mit den drei Herren zu, die an der großen Fensterfront saßen und die über den Besuch zwar erfreut, aber augenscheinlich wenig überrascht zu sein schienen.

„Immer, wenn ich Ladies wie die zwei einlaufen sehe“, raunte Adam mit gedämpfter Stimme, „mach’ ich mir Sorgen um die Musiker.“

„Um die Musiker? Warum Sorgen?“

„Die Jungs nehmen auf Tour, quasi zur freiwilligen Selbstbeschränkung, immer so gut wie kein Bargeld mit. Was klug ist, so kaufen sie unterwegs keinen unnötigen Krimskrams, aber bei so viel“, er blickte noch mal in Richtung der beiden Frauen und grinste, „Weiblichkeit, könnten sie das schon mal vergessen. Im Eifer des Gefechts. Du hast sie ja heute erlebt. Und ich bezweifle, dass die Damen besonderes Verständnis für die Reisevorkehrungen fahrender Musiker hätten. Und noch weniger Nachsicht wäre wohl von deren, hm, Freunden zu erwarten, die unten in einem schwarzen Hummer vor dem Hoteleingang warten.“ Mirijam unterdrückte ein Lachen.

„Schon mal passiert?“

„Naja, fast. Aber bei einigen Musikern hab ich deswegen schon einen Ruf als Spielverderber.“ Er zuckte mit den Schultern.

„Wie aufopfernd.“ Sie machte eine mitleidige Miene und blickte dann ebenfalls noch mal zu dem Tisch am Fenster, an dem offensichtlich bereits intensive Geschäftsanbahnungsgespräche geführt wurden. Sie schwiegen eine Weile.

„So weit war ich auch schon mal.“ Ohne den Kopf zu wenden, sagte sie das. Leise, fast mehr zu sich selbst.

„Wie weit? Dass Du Nutten nicht zahlen konntest?“ Zu spät bemerkte Adam, dass sie den fröhlichen, lästerhaften Teil des Abends soeben beendet hatten. Aber Mirijam war nachsichtig und sah ihm milde und glasklar in die Augen.

„Nein, Dummkopf. Auf der anderen Seite.“

Adam erwiderte nichts und suchte noch einen Moment lang in ihrem Blick vergeblich nach einem Funken Ironie.

„Weißt Du“, fuhr sie stattdessen fort, „Du bist nicht der Einzige, dem es gelungen ist, sich mit ein paar verrückten Ideen gründlich zu ruinieren. Bei mir hatte der Gerichtsvollzieher nicht mehr viel Arbeit, als er meine Wohnung in London ausräumen ließ. Das meiste hatte ich ohnehin schon verkauft oder versetzt. Ich bin in ein Hotel gezogen, für den Check-In funktionierte meine Kreditkarte gerade noch – überraschenderweise. Nach fünf Tagen bekam ich eine Nachricht von der Direktion, dass es wohl ein Problem gäbe mit meiner Karte und ich möge doch am nächsten Morgen ins Büro kommen, um eine Zwischenabrechnung zu machen.“

Da hatte ich keine andere Idee mehr. Ich dachte mir, einmal, vielleicht zweimal. Ich bräuchte ja nur 400 Pfund – ich werde nie vergessen, wie ich mich an diese Zahl geklammert habe – 400 Britische Pfund, um das Hotel zu bezahlen, meine wenigen Habseligkeiten auszulösen und um ein Zugticket zu kaufen, zu meiner Schwester nach Prag. 400 Pfund würden alles in Ordnung bringen.“

Sie sah ihn an und ihre Augen waren samtweich.

„Verstehst Du? Nur 400 Pfund.“

## **Waida**

Baba betrachtete die Fotos, die sie vor sich auf dem kleinen Tischchen ausgebreitet hatte, wie sie es öfters tat, wenn sie ihre Gedanken beruhigen und ordnen wollte. Sie saß in dem kleinen Gärtchen auf der Rückseite des Hauses, in dem sie seit dem Tod ihres Mannes gemeinsam mit einer Cousine und deren unverheirateter Tochter lebte. Es gab einige Gemüsebeete dort, zwei zierliche Obstbäume und ein Stück freie Fläche mit Platz für den hölzernen Tisch und vier alte Gartenstühle. Selbst bei frostigen Temperaturen im Winter verbrachte sie häufig Zeit dort, wenn sie für sich sein wollte. Der Platz war ihr Refugium, was zumeist auch von allen anderen respektiert wurde.

Es waren Bilder von ihren Enkelkindern, die dort vor ihr lagen. In verschiedenen Lebensphasen aufgenommen, zu unterschiedlichsten Gelegenheiten. Versonnen tauschte sie die Positionen einiger der Photographien, sortierte sie nach Alter oder nach den jeweiligen Eltern. Wie ein persönliches Memoryspiel.

Sie nahm eine der Aufnahmen in die Hand. Sie zeigte Adrian mit seinem ersten Fahrrad. Sie lächelte und dachte daran, dass man damals kaum sagen konnte, wer stolzer war, der kleine Junge, dessen schmale Wangen selbst auf dem verbleichenden Bild noch zu glühen schienen vor Aufregung, oder sein Vater, der Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um seinem Ältesten nicht irgendein gebrauchtes, selbstgeflicktes Rad vom Flohmarkt in der Stadt, sondern wirklich ein nagelneues Fahrrad mit Gangschaltung aus einem Sportgeschäft schenken zu können.

Es war wahrscheinlich das erste neue Rad, das überhaupt je durch ihre Siedlung gerollt war und Zoltan hatte jeden Meter, den sein Sohn damit fuhr, beobachtet, mit einem Blick, so voller Seligkeit, wie sie es zuvor nur am Tag seiner Hochzeit bei ihm gesehen hatte.

Sie schüttelte den Kopf. Sie musste an den Nachmittag denken und es machte sie erneut traurig. Wie versprochen hatte Adrian mit seinem Vater über den Einbruch und den Überfall gesprochen und wie er es erwartet hatte, waren sie sich darüber in die Haare geraten. Ein Wort hatte das andere gegeben, es war laut geworden, ein paar Nachbarn, ältere Herren, waren dazu gekommen und hatten sich eingemischt, hatten natürlich für Adrians Vater Partei ergriffen und diesen dabei in ihren konservativen Ansichten noch übertroffen.

Irgendwann hatte einer der Männer, sie konnte nicht genau sagen, wer es gewesen war, begonnen, auch über Adrians Verlobte herzuziehen und als dieser Nachbar sich schließlich dazu verstieg, anzudeuten, dass Alisa in der großen Stadt, in der sie seiner Meinung nach ohnehin nichts verloren hätte, in Wirklichkeit gar nichts lernen, sondern wahrscheinlich ihren Körper verkaufen würde, um sich teure modische Kleider kaufen zu können, da hatte der junge Mann die Nerven verloren und war mit geballten Fäusten auf den älteren losgegangen. Zoltan hatte ihn noch zurückhalten können, aber um ein Haar hätte Adrian in seiner Wut und Verzweiflung dabei seinem Vater, dem Waida, ins Gesicht geschlagen. Vor allen Leuten.

Es wäre die größtmögliche Katastrophe für die ganze Familie gewesen und sie war nur verhindert worden, weil sie, Baba, in letzter Sekunde mit einem gellenden, kehligen Schrei alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen und anschließend in einem vorgespielten Wutanfall und mit der ganzen Autorität ihres Alters, alle zusammen ob des Gezeters, das sie in ihrem Haus veranstalten würden, wüst beschimpft und schließlich zur Tür hinausgetrieben hatte. Verdattert ihren Unwillen murmelnd hatten sich die älteren, in verschiedene Richtungen getrollt, während Adrian die Straße hinunter gestürmt und aus der Siedlung hinaus gelaufen war. Seitdem hatte ihn bis zum Abend niemand mehr gesehen. Sie konnte es ihm nicht verdenken.

Natürlich war der Vorfall, trotz ihres beherzten Einschreitens zum Gesprächsthema des Tages geworden. Hatte in kürzester Zeit alle Winkel der Siedlung erreicht und es war noch nicht abzusehen, ob und welche Folgen er haben würde.

Sie spürte die Anwesenheit, noch bevor sie das welke Gras hinter sich rascheln hörte.

„Setz Dich zu mir, mein Junge“, sagte sie, ohne sich umzudrehen und Zoltan nahm etwas umständlich auf einem der Stühle neben ihr Platz. Er sagte einige Zeit nichts. Baba schwieg ebenfalls. Sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass sie ihn nicht drängen brauchte. Sie wusste schließlich, warum er gekommen war, sie hatte ihn ja erwartet.

Maria hatte immer schon ein sehr gutes und emotional enges Verhältnis zu ihrem Schwiegersohn gehabt. Als seine Frau, ihre älteste Tochter, nach der Geburt ihres dritten Kindes verstorben war und noch mehr, nachdem nur wenige Jahre darauf auch ihr eigener Mann aus dem Leben schied, da waren die Generationen, Vater und Großmutter, in gewisser Weise diagonal zu einer Familie zusammengewachsen. Sie hatten sich ergänzt und unterstützt und waren zu Partnern geworden, die auf ihre Art, weit mehr verband, als bloße familiäre Zuneigung. Sie hatte ihn frühzeitig nicht nur als Familienoberhaupt und Clanchef respektiert, sondern auch nach Kräften gefördert und er hatte sie immer schon nicht nur wegen ihres Alters als Autorität anerkannt, sondern vor allem auch wegen ihres scharfen Verstandes und ihrer beinahe erschreckenden Menschenkenntnis geschätzt. Häufig hatte er ihren Rat gesucht und auch bekommen. Heute jedoch, musste es ihm ungewöhnlich schwer gefallen sein.

„So dumm. So dumm von mir“, begann er schließlich. „Jugend hat das Recht heißblütig zu sein. Ein junger Mann muss Feuer im Blut haben. Aber ich bin der Waida, ich darf mich nicht hinreißen lassen. Der

Waida muss Abstand haben, sonst hat er keine Autorität.“ Es sah in die kahlen Äste des jungen Apfelbaumes. Sie sagte nichts.

„Warum kann ich mich nicht beherrschen? Warum lasse ich mich von ihm aus der Balance werfen? Warum kann er mich so sehr wütend machen?“ Baba schwieg weiterhin. Ihr war klar, dass er die Antwort selbst geben wollte.

„Er ist so anders als ich, obwohl er mein Sohn ist. Er sagt Dinge, die ich mich nicht einmal zu denken getraue. Manchmal glaube ich, er sieht eine ganz andere Welt als ich. Warum kann ich nicht sehen, wie seine Welt aussieht?“ Wieder sprach er eine Zeit lang nichts und betrachtete die Baumwipfel, als würde er Antworten in ihnen erwarten.

„Er ist fort gegangen?“ Jetzt blickte er sie zum ersten Mal an und diesmal antwortete sie.

„Nein“, sie schloss kurz die Augen und schüttelte den Kopf. „Er will nur niemand sehen und von niemandem gesehen werden. Er kommt bald zurück.“

„Wenn er nur nicht so angriffslustig, so kämpferisch wäre. Warum glaubt er kämpfen zu müssen? Und wofür? Ein Mann soll für seine Kinder kämpfen und für seine Frau, ja! Als Jo, dieser zahnlose Bastard, Alisa beleidigt hat, hätte ich ihn selbst zum Haus rausgeprügelt, wenn es Adrian nicht gleich versucht hätte. Aber er will auch immer kämpfen für Ideen, für Gedanken und am besten gegen die ganze Welt.“ Er sah Maria ratlos an.

„Er will für uns kämpfen, Zoltan. Er liebt sein Volk und er liebt seine Heimat, dieses Land hier. Er kämpft für ein Recht auf beides, sein Volk und sein Land.“

„Aber Kampf ist nicht der Weg der Roma. Nie gewesen. Wann immer wir es versucht haben, sind wir daran zugrunde gegangen. ‚Der starre Ast bricht im Wind, der biegsame Halm richtet sich wieder auf, nach dem Sturm.‘ Dein Mann, Baba, hat mir das beigebracht.“ Sie lächelte. Es war in der Tat das Lieblingszitat ihres Gatten gewesen.

„Zoltan, ich glaube Dein Sohn ist ein sehr kluger Mann und er kann sehr gut beobachten. Er kennt die Menschen. Und Du bist sein Vorbild. Er hat Dich sein ganzes Leben lang bewundert, dafür, wie Du die Familien führen kannst. Er hat Dich beobachtet. Er spürt sehr viel Verantwortung in sich. Er will Dich nicht enttäuschen. Und er will seine Familie, sein Volk nicht enttäuschen. Er beobachtet aber auch die Welt und sieht, dass sie sich mehr als je zuvor verändert. Seine Augen sind wach, sehr wach, Zoltan.“

Sie erhob sich und sammelte die Bilder ein.

„Lass uns aufbrechen Junge. Es ist schon spät.“ Sie sah, wie er mit sich rang, sie konnte fühlen, wie sehr es ihm widerstrebte heute mitzukommen. Schließlich stand er auf und folgte ihr ins Haus. Sie legte den Bilderstapel auf ein Regal, nahm ein Kopftuch von einem Bord neben der Tür und band es sich lose über die hochgesteckten Haare. Sie zog sich eine graue Strickjacke über, griff zu einer kleinen, schwarzen Handtasche, dann verließen sie das Haus wieder durch den Gartenausgang, gingen um das Gebäude herum und schlugen auf der Straße den Weg Richtung Zentrum der Siedlung ein.

„Er sagt“, nahm Zoltan jetzt den Faden wieder auf, „die Welt sei zu klein geworden fürs Weiterziehen. Er meint, es gäbe keinen freien Platz mehr, wohin wir gehen könnten, wenn man uns wieder vertreiben würde, darum müssten wir um den Platz kämpfen, den wir jetzt hätten. Er sagt auch, wir müssten aufhören uns im Selbstmitleid, als die ewig Ausgegrenzten zu baden. In jedem Land in Europa würde schon bald die Mehrheit der Bevölkerung aus Minderheiten bestehen und die Roma wären dann als Minderheit nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel. Aber wenn wir uns nicht für unsere Rechte einsetzen, sagt er – die anderen würden es tun – und wir würden nach hinten durchgereicht. Er schreibt so etwas auch. Es steht auf seiner Internetseite.“

Maria blieb überrascht stehen und sah ihren Schwiegersohn an. Der zuckte fast verlegen mit den Schultern.

„Ich bin zwar alt und verbohr, aber ganz von Gestern bin ich auch nicht. Ich hab mir das angesehen, was er macht.“ Sie nickte anerkennend.

„Ich glaube, Dein Sohn sieht, dass die Veränderungen in der Welt der eigentliche Sturm sind und dass er, dass seine Generation, sich in diesem Sturm als Halm bewegen muss, um nicht zu brechen.“ Zoltan seufzte tief.

„Ich weiß Baba, ich weiß.“

Inzwischen hatten sie ihr Ziel, das einzige Gasthaus der Siedlung erreicht. Sie betraten den großen, schlicht eingerichteten Raum. 20, vielleicht 25 Männer, Frauen, Jugendliche, ein paar Kinder waren versammelt. Saßen in gemischten Grüppchen an den Tischen. Einige hatten kleine Speisen vor sich, andere tranken, etliche hatten Instrumente dabei; Geigen, Gitarren, ein Akkordeon. Manche justierten gerade die Stimmung oder spielten leise ein paar Töne, mehr für sich selbst. Der Raum war von einem gleichmäßigen Sprachteppich erfüllt.

Als Zoltan und Maria die Tür hinter sich schlossen, wurde es für einige Augenblicke ruhig. Zoltan hatte sich vor diesem Moment geängstigt. Er wusste nicht, wie die Gemeinde reagieren würde. Aber man empfing die beiden freundlich und respektvoll. Einige der älteren erhoben sich, begrüßten ihn mit Wangenküssen. Er ging zu seinem üblichen Platz an einem der großen Tische in der Mitte des Raumes. Die Männer, die bereits an diesem Tisch saßen, rückten ein wenig zusammen, um ihm Platz zu lassen. Jemand brachte ihm ein Glas Wein.

Maria gesellte sich zu ein paar Frauen an der fensterlosen Rückwand des Raumes, nicht ohne ihrem Schwiegersohn noch einen unauffälligen, aufmunternden Blick zuzuwerfen. Die Gespräche wurden wieder lebhafter, der Stimmt Teppich setzte sich fort. Zoltan ließ den Blick schweifen, nickte einigen der bekannten Gesichtern zu. Er wusste natürlich, dass er heute vergeblich suchen würde, aber er konnte nicht anders, als nach Adrian Ausschau zu halten.

Irgendwann reichte ihm jemand eine Gitarre, ein sehr schmaler, älterer Herr im schwarzen Anzug trat mit einer Geige zu ihm. Zoltan zupfte ein kurz ein paar Töne, tippte zweimal hörbar mit dem Fuß auf den Holzboden, es wurde wieder sehr still. Er überlegte kurz, dann sagte er leise etwas zu dem alten Mann mit der Violine und begann auf der Gitarre einen ruhigen, sanften Rhythmus zu schlagen. Zwei Takte lang, dann erhob er die Stimme und sang die erste Strophe. Erst danach setzten die anderen ein und begleiteten ihn mehrstimmig durch den Refrain. Es war jetzt so wie immer. Er sang das erste Lied, er sang die erste Strophe. Er war der Waida.

## **Nacht**

Sie badet ausgiebig. Sie hat eine sanft duftende Essenz in das Wasser gegeben, lässt den Duft wirken, hält die Augen geschlossen. Dann braust sie sich kurz und kalt ab, anschließend cremt sie ihren Körper mit einer zarten Bodylotion ein. Sie hat einen weinroten Spitzen-BH gewählt, einen Stringtanga im selben Farbton. Sie nimmt sich viel Zeit, um die Augenlider zart rosa zu schattieren, die Wimpern dunkel zu tuschen, die Augen mit feinem Kajal noch etwas größer und leuchtender wirken zu lassen. Sie legt etwas mehr Rouge auf als üblich und betont ihre Lippen mit weit kräftigerem Dunkelrot, als sie es normalerweise trägt.

Ihre schulterlangen, blond-weißen Haare hat sie an der Luft trocknen lassen. Sie gibt etwas Wetgel hinein. Es ergibt sich ein reizvoller Effekt zwischen der Seriosität, die ihre Haarfarbe ausstrahlt und der jugendlichen Sorglosigkeit, die ihre Frisur vortäuscht. Sie steigt in ein hautenges, anthrazitfarbenes Cocktailkleid, unter dem Saum des Ausschnittes zupft sie ein klein wenig den Spitzenstoff ihres Büstenhalters hervor. Das Kleid ist kurz, für ihren Geschmack eigentlich um ein paar Zentimeter zu kurz. Sie schlüpft in ein paar Pumps, schließt die weinroten Wildlederriemchen, dann legt sie einige funkelnde Strassschmuckstücke an. Ein paar Ohrclips, ein Armkettchen, ein

schmales, schwarzes Samthalsband, das ungleichmäßig mit Strasssteinchen besetzt ist. Schließlich lackiert sie ihre fein manikürten Fingernägel im gleichen Rotton, mit dem sie ihre Lippen betont hat.

Sie gibt Zigaretten, ein silbriges Feuerzeug, ein paar Zitrusfrischetüchlein aus dem Hotelbad, einen kleinen Reiseflacon mit Rosenparfum, eine Auswahl verschiedenfarbig verpackter Kondome und zuletzt ihren Ausweis in eine kleine, ebenfalls dunkelrot wildlederne Handtasche.

Während des Ankleidens und Frisierens hatte sie bereits die winzige Campariflasche aus der Minibar geleert. Jetzt öffnet sie das Fläschchen Kentucky Bourbon, das noch im Seitenfach des schmalen Kühlschranks steht, schluckt den Inhalt in einem Zug und mit geschlossenen Augen. Dann greift sie ihren hellen Leinensommermantel, ihren Zimmerschlüssel und verlässt den Raum, ohne sich noch einmal umzusehen.

Vor dem Hotel bringt sie einen Taxifahrer zum anhalten und dirigiert den Chauffeur nach Mayfair, dem gehobenen Hotelviertel Londons. Am unteren Ende der Berkeley Street lässt sie anhalten und steigt aus. Ihr Ziel ist das vierte Gebäude nach dem Holiday Inn. Es ist eines der nicht ganz so exklusiven Hotels in diesem Teil der Stadt, aber es hat ein kleines Dachterrassenlokal im obersten Stockwerk, mit einem Cigar-Room und einer durchgehend geöffneten Bar. Sie ist hier ein oder zwei Mal mit Klienten gewesen, selten genug, dass sich niemand an sie erinnern oder sie wieder erkennen wird. Oft genug, um die Räumlichkeiten zu kennen und um zu wissen, dass die Damen, die dort meist recht stilvoll und nur eine Kleinigkeit overdressed sitzen, nicht auf ihre verspäteten Gatten oder ihre beste Freundin warten.

Sie fährt mit dem Lift ganz nach oben, durchquert das Lokal und betritt die erst spärlich gefüllte Bar. Sie wählt einen der Barhocker in der Mitte des mahagonifurnierten Tresens, hängt ihren Mantel über die kleine

Lehne und nimmt Platz. Sie fingert eine Zigarette aus ihrer Handtasche, zündet sie an. Als der Kellner zu ihr kommt, um ihre Bestellung aufzunehmen, ordert sie einen weiteren Campari und versucht dabei angestrengt nicht auf die Miene des Barkeepers zu achten und nicht darüber nachzudenken, was dieser wohl über sie dachte. Gar nichts, sagt sie sich, der hat tausende Gäste, dem bin ich vollkommen egal.

Sie sieht sich betont unauffällig und desinteressiert um. Ein Mann mit Halbglatze sitzt in einem der tiefen Ledersessel und liest, zwei asiatisch aussende Herren in dunkelblauen Anzügen sitzen rechts neben dem Eingang und tauschen nur gelegentlich mit gesenkten Köpfen Sätze aus, die sie weder hören noch verstehen kann. Zwei sportlich wirkende Mittvierziger in Jeans, weißen Hemden und hellen Jacketts betreten die Lounge, sehen sie an, nicken ihr kaum merklich zu. Sie unterdrückt den Reflex in die andere Richtung zu schauen, lächelt verhalten zurück. Die beiden gehen vorbei und nehmen im hinteren Teil des Raumes Platz.

Sie spürt Unruhe in sich aufkommen. Sie hat keinen Plan, weiß nicht, wie sie vorgehen soll. Sie verflucht sich. Wie konnte sie nur auf solch eine irrsinnige Idee kommen. Sie würde jetzt ruhig ihr Getränk leeren, zahlen und sofort nach Hause fahren. Nach Hause. Sie spürt einen Stich, fühlt Hitze in sich aufkommen. Das Hotel. Sie hat wieder diese Zahl im Kopf. 400 Pfund. 400 Pfund.

Sie hält sich an ihrem Glas fest, sucht nach Alternativen, ringt um eine Entscheidung. 400 Pfund.

„400, ja?“ Sie fährt herum. Hatte sie laut gedacht? Neben ihr steht ein Mann, kräftig, etwas untersetzt, Glatze. Er grinst sie an, nicht unfreundlich, aber offensiv. „Nicht gerade der Happy-Hour-Tarif“, er taxiert sie von unten nach oben, zieht die Brauen zusammen. „Ist aber angemessen, ich schätze.“ Er spricht einen Akzent, den sie nicht einordnen kann. Es klingt osteuropäisch. Er rückt sich den Barhocker

neben ihr zurecht, nimmt Platz und legt vier Hundertpfundnoten vor sie auf die Theke, als wären es Glasuntersetzer.

„Im Voraus ist üblich, ich nehme an. Was trinken Sie?“

„Martini, mit Eis bitte.“ Sie flüstert fast, als hätte sie Angst vor ihrer eigenen Stimme. Sie spürt ihr Herz in jeder Zelle ihres Körpers schlagen. Sie greift nach den Geldscheinen, versucht nicht zu zittern dabei.

„Haben Sie auch eine Namen, meine Teuerste?“ Sie hatte sich während der Fahrt mit dem Taxi einige Pseudonyme überlegt, aber jetzt fällt ihr keines davon mehr ein.

„Mirijam“, haucht sie mit einem leichten Kopfnicken. Er grinst noch breiter, als gefalle ihm ihr Name besonders gut.

„Erfreut Mirijam“, er reichte ihr die Hand. „Sergej, Sergej Balasaria. Ich bin überrascht, dass sie ihren richtigen Namen verwenden.“

Adam blickte durch das große Fenster des Hotelzimmers nach draußen in die Dunkelheit. Irgendwo auf der sich entfernenden Autobahn sah er ab und zu Lichter aufblitzen. Im Zimmer war es dunkel. Er hatte die Szene, die Mirijam ihm wenige Stunden zuvor erzählt hatte nun bereits zum vierten oder fünften Mal vor seinem inneren Auge ablaufen lassen. Er fühlte sich, wie im Auto-Repeat-Modus einer CD.

Er wusste noch immer nicht, wie er hätte reagieren sollen, obwohl es inzwischen längst keine Rolle mehr spielte. Ihm kam es vor, als sei er plötzlich mit dem Kopf in eine Nebelwand geraten. Er konnte die Sicht nicht mehr auf klar stellen.

„Nun schau nicht so entgeistert“, hatte Mirijam ihn ausgelacht, nachdem sie die Geschichte beendet hatte. „Es ist ja nichts passiert. Aber findest Du es nicht auch ungewöhnlich, wie ähnlich die wesentlichen Wendungen in unseren Leben verlaufen sind? Du warst pleite, bist so zu einem Musikmanager in Osteuropa geworden und hast

nebenbei noch Deine Leidenschaft für die Region und für die Donau entdeckt und ich war so bankrott, dass ich drauf und dran war, ins horizontale Gewerbe einzusteigen und bin dabei zu einer Agentin der OSZE geworden. Zuständig für Moskau und – schon wieder – Osteuropa. Ist das nicht verrückt?“

„Verrückt!“ Er hatte auch gelacht, obwohl ihm nicht im Geringsten danach zumute gewesen war. „Ja, verrückt ist wohl ziemlich zutreffend für uns.“

„Auf die Verrückten.“ Sie hatten sich zugeprostet und er hatte ihre ganze Erleichterung sehen und fühlen können. Er war wohl der erste Mensch, außerhalb ihres anderen Lebens, dem sie von all dem berichtet hatte. Und auch das trug wieder, wenngleich auf ganz andere Art, zu seiner plötzlichen Verwirrung bei.

„Sergej Ibrahimowitsch“, murmelte er vor sich hin. Warum nur kam es ihm so vor, dass seine eigenartige Gefühlslage etwas mit diesem Namen zu tun hatte?

„Sehen Sie, beste Mirijam“ Balasaria hatte sie zu einem Tisch in einer Ecke des mäßig beleuchteten Raumes geführt, „mit 400 Pfund Sie lösen nicht ihre Probleme. Sie wissen das. Sie sind sehr intelligente Frau. Wollen Sie weglaufen? Mit 400 Pfund? Wilde Prostitution ist strafbar in diesem Land. Dazu Kreditkartenbetrug im Hotel. Die vielen Rechnungen. Sie haben Probleme, meine Teuerste. Aber Sie brauchen richtige Lösung.“ Langsam hatte sich die Schockstarre, in die Mirijam verfallen war, gelöst und an ihre Stelle war eine Mischung aus Scham und Wut getreten.

„Woher wissen Sie das alles? Woher kennen Sie mich? Was wollen Sie von mir? Wer sind sie überhaupt?“ war es aus ihr herausgeplatzt, während ihr Gegenüber sie unverändert ruhig und lächelnd angesehen hatte.

„Sie haben Recht, teure Mirijam. Ich war nicht höflich, bitte Sie um Verzeihung. Mein Name ist Sergej Balasaria, wie ich schon sagte. Ich bin Leiter von eine kleine Sonderabteilung der OSZE, das ist die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“,

„Ich kenne den Namen, ich höre Nachrichten“, hatte Mirijam ihn angefaucht, mehr ungläubig als aufgebracht.

„Natürlich“, war er fortgefahren. „Unsere Aufgabe – die von meine Abteilung – ist, Informationen zu sammeln und, sagen wir, zu wissen, was in Europa los ist. In Europa und an seinen Grenzen.“

„Ein Geheimdienst?“ Mirijam war fassungslos gewesen. „Ein Geheimdienst ist hinter mir her?“ Balasaria hatte gelacht.

„Ja, meine Teuerste, aber nicht, weil wir Sie fangen wollen, wenn Sie das vermuten. Wir wollen, dass sie arbeiten für uns. Wir suchen Menschen wie Sie.“

„Verzweifelte Bankrotteure?“ Er hatte wieder gelacht.

„Sie haben guten Humor, meine Beste. Ich glaube, ich werde mich in Sie verlieben müssen. Nein, nein. Was wir suchen sind Netzwerker. Verstehen Sie? Menschen, die beherrschen Kunst von Kommunikation. Die sich auskennen mit Verbindungen zwischen Menschen. Die durchschauen Menschen. Solche, die sich bewegen können auf Galaempfang genauso wie in Hafenkneipe. Denen die Menschen vertrauen. Solche, die schnell knüpfen Kontakte, die überall Bekannte haben und trotzdem nirgendwo bekannt sind.“ Den letzten Punkt hatte er mit einem besonders breiten Grinsen unterstrichen. „Und ja, Menschen, die, sagen wir, auf Grund gewisser Umstände bereit sind, für eine, sagen wir, unkonventionelle Aufgabe und die können leben damit, dass sie ihren Freundinnen beim Kaffeeklatsch oder im Kegelvein nicht, sagen wir, alles dürfen erzählen, von ihre Arbeit.“

„Wohl wahr, Sergej“, Adam war ins Bad gegangen und hatte sich etwas Wasser über das Gesicht laufen lassen. Er sah in den Spiegel. „Und Du hast gewusst, wie schwer das ist, alter Russe!“ War es das? Hegte er einen Groll auf diesen Mann, den er noch nicht einmal persönlich kannte und dessen Namen er wenige Stunden zuvor

überhaupt zum allerersten Mal gehört hatte, weil der Mirijam in dieses gespaltene Leben gezogen hatte, in dem sie ihre Gedanken und Ängste mit niemandem teilen konnte?

Er verließ das Bad wieder, ging zurück durch den Raum. Im Vorübergehen warf er einen Blick auf das große Kingsizebett inmitten des Zimmers. Er betrachtete eine Weile ihre Silhouette, die sich unter der dünnen Leinendecke abzeichnete.

Oder war es eher das Gegenteil? War es eher die Vorstellung, dass sie in den letzten sieben Jahren ihre Ängste und Gedanken eben mit jenem Sergej Ibrahimowitsch geteilt hatte, dass dieser immer wusste, was sie tat, wo sie gerade war, ihr ganzes Leben kannte, während er, Adam, es fiel ihm nicht leicht, sich das einzugestehen, in Wahrheit eine Zeit lang beinahe vergessen hatte, dass es sie überhaupt gab.

Er trat wieder zum Fenster und sah ins Dunkle hinaus.

Es war eine sternklare Nacht, beinahe schon frostig, aber windstill und fast unheimlich ruhig. Sein Blick wanderte den Horizont entlang. Er konnte eine kleine Baumgruppe ausmachen, ein paar Buschreihen gaben der Fläche ein wenig Struktur. Ansonsten war die Ebene erschreckend weit und vollkommen leer.

Er mochte dieses offene Land. Es erinnerte ihn an daheim. Die Nächte dort waren häufig sehr ähnlich. Er sah nach oben. Sterne. Sprichwörtlich unendlich viele. Er hatte sich nie für Sterne an sich interessiert. Für ihre Namen oder für bestimmte Sternbilder und –formationen. Er liebte nur ihr weiches Leuchten, das Flimmern, die verwirrende Vielfalt.

Er seufzte und spähte wieder über das Feld. Seit der letzten Bewegung, die er beobachtet hatte, war bestimmt schon eine Stunde vergangen. Ein Rudel Rotwild hatte gemächlich die Ebene durchquert, war immer

wieder mal stehen geblieben, hatte geäst, bis wohl ein kleiner Windstoß seine Witterung hinübergetragen hatte. Ansatzlos, ohne Vorwarnung, waren die Tiere davon gestoben, in das Waldstück, das sich weiter westlich an die Feldfläche anschloss.

Plötzlich durchzuckte ihn ein Stechen.

„Au“, er biss die Zähne zusammen, um nicht laut herauszufuchen. Mit schmerzverzerrtem Gesicht legte er vorsichtig das Gewehr zur Seite, das er bis dahin gedeckt im Anschlag gehalten hatte. Er erhob sich auf einem Bein und schüttelte und massierte das andere, um den Wadenkrampf, der ihn unvermittelte quälte, möglichst schnell wieder los zu werden. Schließlich entspannten sich die Muskeln wieder. Er schnaufte und blieb noch eine Weile stehen, leicht hin und her wiegend, das schmerzende Bein nur zaghaft belastend.

Verdammt. Hatte er großen Lärm gemacht? So still wie die Nacht war, konnte man Geräusche zum Teil viele Kilometer weit hören. Er sah hinaus auf das Feld. Der schwache Schatten, etwas rechts von der Mitte und ungefähr ein Drittel des Weges bis zum Horizont entfernt, den er nun schon seit Sonnenuntergang beobachtete, hatte sich nicht bewegt. Offensichtlich hatte er nichts gehört.

Sicher schläft der, Sakrev poronje! Georgij Lermotov schüttelte den Kopf und setzte sich wieder auf den kleinen Klappstuhl, der zu seinem Marschgepäck gehörte und holte eine schmale Isolierflasche aus seinem Rucksack. Ohne wirklich starken Kaffee, wäre das alles gar nicht auszuhalten, dachte er.

So sehr er die Landschaft hier schätze, so sehr hasste er diesen auftrag. Die ganze Mission kam ihm zunehmend idiotisch vor. Objekt beobachten. Objekt schützen. Keinen Kontakt aufnehmen. Auf Anweisungen warten. Das waren die Orders, nun schon seit Wochen. Objekt beobachten. Er schnaubte verächtlich. Objekt? Alles was er sah, war ein halbstarker Zigeuner, der auf einer Wiese saß und vor sich hin

brütete, weil er sich mit seinem Vater verkracht hatte. Bin ich jetzt das Jugendamt, oder was? Georgij brachte sich langsam in Rage. Und was heißt da, Objekt schützen? Vor wem eigentlich? Und warum?

Sie wussten gar nichts. Seit sie hier im Grenzgebiet angekommen waren, hatten sie absolut nichts unternommen, nichts erreicht. Und trotzdem war einer seiner Männer tot. Wer war es denn eigentlich, der hier Schutz brauchte? Und offensichtlich waren sie es, die beobachtet wurden. Aber von wem? Ärgerlich blies er eine große weiße Wolke in die eisige Nachtluft und packte die Thermoskanne zurück in sein Gepäck.

Er blickte wieder auf die Ebene hinaus, kniff die Augen zusammen, senkte den Kopf ein wenig, hob ihn wieder. Der Schatten? War er noch da? Das fehlte ihm jetzt noch. Er musste da sein, vor einem Moment hatte er ihn ja noch gesehen und da draußen war nichts, um sich zu verstecken. Er erhob sich wieder. Der Muskel in seinem Bein schmerzte noch immer.

Genau in diesem Moment traf ihn ein heftiger Schlag am Kopf. Holz splitterte. Er taumelte, stützte sich auf dem Boden ab. Er wollte nach seiner Waffe greifen, da traf ihn ein zweiter Schlag, ein dritter. Ihm wurde schwarz vor Augen, er versuchte auszuweichen, warf sich auf den Rücken, um die Attacken sehen zu können. Im nächsten Augenblick sah er eine Gestalt auf sich zufliegen. Das volle Gewicht des Angreifers landete auf seinem Brustkorb, nahm ihm den Atem. Dann spürte er kaltes Metall an seiner Kehle.

„Wer bist Du? Wer seid Ihr? Wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir?“ Obwohl sein Gesicht nur Zentimeter von dem des kleinen, bärtigen Mannes, auf dem er kniete, entfernt war, schrie Adrian, als gelte es ein tosendes Meer zu übertönen.

## Fotos

Adam hatte sich auf das Schlimmste gefasst gemacht und seine Befürchtungen wuchsen noch, in dem Moment, als Alisa das kleine Cafe betreten hatte, in dem sie verabredet waren.

Er war schön des Öfteren mit Bands unterwegs gewesen, in denen es neben lauter männlichen Musikern nur jeweils eine Frau, eine Sängerin gegeben hatte. Aber meistens waren diese Sängerinnen etwas älter gewesen und hatten alle Musiker seit vielen Jahren gekannt. Oftmals waren es auch Verwandte. Schwestern, Cousinen, Tanten einzelner Musiker. Und selbst dann war es zumindest am Anfang jedes Mal sehr anstrengend gewesen, die Hormonwallungen der Truppe zu ertragen und in den Griff zu bekommen.

Alisa aber war – und es wollte ihm selbst partout kein anderer Begriff einfallen – atemberaubend. Und dies offensichtlich im wahrsten Sinne des Wortes. Denn während sie nun alle zusammen um einen der runden Kaffeestaische saßen, schwiegen alle fünf Musiker andächtig und sahen die junge Frau an, als hätten sie zu Weihnachten ein Osterei bekommen.

Mirjam zwinkerte ihm amüsiert zu. Auch sie war offensichtlich von der Ausstrahlung und der Anmut der temperamentvollen Sängerin beeindruckt, so überschwänglich, wie sie die jüngere Frau begrüßt hatte. Neonah so, als würde sie sich freuen, eine alte Bekannte nach langer Zeit wieder zu sehen.

„Andreasz, mach den Mund zu, sonst kommen Fliegen rein!“ Adam gab seinem Sitznachbarn einen leichten Stupser ans Kinn und zu Alisa gewandt sagte er, halb entschuldigend:

„Normalerweise gucken die Jungs so nur dann, wenn's etwas zu essen gibt.“ Alisa lachte vergnügt.

„Kein Problem. Gucken könnt ihr! Ich bin mit einem Rudel von Cousins und Onkels in einem Raum aufgewachsen, da stört mich so schnell gar nichts. Also schauen, ja“ sie strahlte in die Runde, „naschen“, sie bewegte den erhobenen Zeigefinger vor ihrem Gesicht hin und her, „keine Chance!“

„Ich bin verlobt, ich bin sehr verliebt und wer mich anfasst, singt bei der nächsten Show die zweite Stimme im Sopran!“ Sie simulierte mit der rechten Hand eine Schere.

Mirijam hielt sich eine Hand vor den Mund, mit der anderen wedelte sie ein paar Mal in der Luft, als hätte sie sich die Finger verbrannt. Adam lehnte sich grinsend und zufrieden zurück.

„Gut, dann wäre ja alles Wichtige besprochen. Lasst uns was zu Essen bestellen.“

Mit dem Stichwort ‚Essen‘ lösten sich auch die Lähmungserscheinungen der fünf Musiker und sie begannen eifrig die Karte zu studieren und Alisa nach Empfehlungen zu befragen. Offensichtlich war sie in der Lage, mit jedem der Männer in dessen Muttersprache Auskunft zu geben. Sie wechselte nahtlos zwischen Serbisch, Ungarisch und Englisch, wenn sie mit Adam oder Mirijam sprach und Adam glaubte herauszuhören, dass sie sich mit Tontschi, dem einzigen in der Truppe, der auch in seiner Familie Romanes benutzte, auch in dieser, beinahe schon aussterbenden Sprache der Roma unterhielt.

Richtig, erinnerte Adam sich, sie hat ja Sprachen studiert.

„Wow“, er neigte sich zu Mirijam, „das ging ja einfacher, als ich erwartet hatte.“

„Warum soll nicht mal irgendwas einfach gehen?“ Sie lachte ihn an. „Wenn sie jetzt auch noch so gut singen kann, wie sie Sprachen spricht und Männer zähmt, dann beneide ich Euch fast, dass Ihr jetzt so lange mit diesem Juwel unterwegs sein dürft.“ Sie grinste frech.

„Und Du?“ Adam blickte wieder etwas ernster. „Was wirst Du jetzt tun?“

„Oh, ich werde später einen Stadtbummel machen und mich inspirieren lassen. Dann werde ich ein paar Galerien. Ich hab ja schließlich zwei Jobs“, fügte sie auf seinen fragenden Blick hinzu. „Und ich werde mich umhören, ob es irgendwo eine große Gala, einen Empfang oder eine Preisverleihung gibt. Irgendetwas Internationales.“ Sie machte ein demonstrativ verschwörerisches Gesicht. „Das sind meistens gute Gelegenheiten, um eine Fährtte aufzunehmen. Ich verhalte mich dabei stets so auffällig, wie möglich, alles andere ergibt sich dann meist von selbst.“ Sie schüttelte ihr Haar und ließ die Augen blitzen.

„Wirst Du mich anrufen?“

„Natürlich, ich will doch hören, wie Miss Wondergirl einschlägt“, sie schubste ihn mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Adam“, als hätte sie auf ihr Stichwort gewartet, wandte sich Alisa an ihn, „Ihr fahrt jetzt anschließend gleich zu diesem Holiday Resort, oder?“

„Ja, wir werden unterwegs nur Mirijam in ihr Hotel bringen und dann aus der Stadt rausfahren.“

„Aber wir spielen erst in zwei Tagen bei der Hochzeit dort, ja?“

Adam wurde misstrauisch. Er kannte den Ausdruck, den die junge Frau jetzt in ihrem Gesicht hatte. Es war jene typische Mimik, mit der sich in der Regel irgendwelche Sonderwünsche oder sonstige unvorhergesehene Überraschungen ankündigten.

„Ja?“ antwortete er und ließ es eher als Frage klingen.

„Es ist so“, Alisa druckste etwas herum und lächelte ihn halb verlegen, halb bettelnd an, „mein Verlobter hat mir heute Nacht eine SMS geschrieben, dass er heute Abend nach Bukarest käme und ich habe gedacht, vielleicht kann ich heute Nacht noch mit ihm in der Stadt bleiben und dann morgen mit ihm zusammen nachkommen?“

„Und wie kommt Ihr dahin?“ wandte Adam ein.

„Oh, es fährt einmal am Tag ein Touristenshuttle. Wir zahlen das natürlich selbst“, beeilte sie sich hinzuzufügen.

„Und wann fährt dieser Shuttlebus? Ihr solltet die zwei Tage ja zum Proben nutzen“, gab er zu bedenken.

„Ich werde zum Proben da sein“, beteuerte sie, „ich bin vorbereitet und bis die Jungs alles aufgebaut haben, sind wir morgen auch dort.“ Und beinahe flüsternd schob sie noch nach, „und vielleicht könnte mein Verlobter dann bis zu dieser Hochzeit noch dort bleiben?“ Sie sah Adam mit großen Rehaugen an, „er schläft bei mir und braucht gar nichts extra.“

Adam seufzte und blickte zu Mirijam.

„Was hattest Du gerade gemeint? Mal etwa einfach?“ Mirijam hob die Schultern und schüttelte lachend den Kopf.

„Oh bitte Adam!“ Alisa ließ nicht locker, „weißt Du, ich habe Adrian – so heißt mein Verlobter – schon seit Monaten nicht mehr gesehen und wir hören uns auch so selten. Bei uns daheim, in der Siedlung, wo wir leben, gibt es kaum Handyempfang und kein Internet und ich hatte mir zuletzt sogar schon Sorgen gemacht, weil ich schon sehr lange weder ihn, noch meine kleine Zwillingsschwester oder irgendwen erreicht ab. Und da hätte ich jetzt die Chance wenigstens noch ein paar kurze Tage mit ihm zusammen zu sein.“

„Schon gut, schon gut, meinerwegen. Ich hoffe, dafür bist Du dann auf Tour doppelt motiviert.“

„Oh ja, keine Sorge“ Alisa machte einen kleinen Freudenhüpfer und wirkte in diesem Moment noch jünger, als sie es ohnehin war.

„Kleine Zwillingsschwester?“ fragte Mirijam neugierig nach.

„Oh, wie sind nicht richtige Zwillinge“, Alisa lachte. „Dunja, das ist ihr Name, ist drei Jahre jünger als ich. Aber wir sahen uns schon als Kinder so ähnlich, dass uns alle immer XYZ [ROMLEX] genannt haben. Das heißt ‚Zwilling‘ auf Romanes. Und weil sie als Kind immer ungefähr einen Kopf kleiner war, als ich, hieß sie die ‚kleine Zwillingsschwester‘“

und ich war die ‚Große‘.“ Sie kramte in ihrer Handtasche, holte ihr Portemonnaie heraus und zeigte Mirijam und Adam ein Bild. „Schon ähnlich, oder?“ Adam pfiff durch die Zähne.

„Na ähnlich ist ja wohl noch untertrieben. Singt Dinja auch? Ich hoffe, nicht. Im Doppelpack würden Euch die Burschen hier sicherlich nicht verkraften.“ Alisa und Adam lachten gemeinsam laut auf. Sie bemerkten beide nicht, dass Mirijam hingegen ganz plötzlich still geworden war.

## **Straßen**

Etwa vier Stunden später verließ Mirijam die Metro Station ‚Universitate‘ vor dem Nationaltheater und machte sich auf, den weitläufigen ‚Boulevard Nicolai Balcescu‘ in südlicher Richtung zur ‚Piata Romana‘ entlang zu gehen. Der Boulevard ist, wie viele der repräsentativen Hauptschlagadern der Stadt gesäumt von palastartigen Gebäuden aus dem 19. Jahrhundert in dem, für Bukarest typischen Stilmix aus Neoklassizismus und orientalischen Einschlägen. Nicht selten erinnern hier Fenster- und Torbögen an Venezianische Palazzi. Dazwischen stören immer wieder ebenso große, wie gesichtslose Hochhäuser und hallenartige Bürogebäude aus sozialistischen Tagen.

Aber auch das 21. Jahrhundert hat bereits städtebauliche Spuren hinterlassen, die, je nach architektonischem Glaubensbekenntnis, wahlweise Begeisterung oder Grauen hervorrufen dürften, die aber schon ob ihrer Größe kaum zu ignorieren sind und über die sich nachfolgende Generationen ausführlich beklagen dürfen.

Entlang des ‚Boulevard Nicolae Balcescu‘ reihen sich auch einige namhafte Museen und Galerien, von denen Mirijam die Apollo Galerie, die Dominus Galerie sowie die Orizont Galerie den Namen nach kannte und sich erinnerte, bei verschiedenen Anlässen deren Kuratoren und Impresarii getroffen zu haben. Sie konnte sich jedoch nicht mehr konkret

entsinnen, wann und wo und welche Person zu welcher der Galerien gehört hätte. Sie verschwendete auch nicht allzu viele Gedanken darauf, sie war ohnehin unkonzentriert und beschloss nur, gegebenenfalls später noch einmal zu diesen Ausstellungsorten zurückzukehren. Falls ihr gar nichts anderes ein- oder auffallen würde, wären Galerien immer noch ein guter Ansatz, um sich weiter vorzutasten. Vielleicht gäbe es ja irgendwo eine Neueröffnung oder eine Vernissage, bei der sie mit verschiedenen Menschen ins Gespräch kommen könnte.

Im Augenblick war ihr nächstes Ziel die Piata Amzei mit dem gleichnamigen Markt. Der Amzei-Markt ist ein Bauernmarkt der gehobenen Kategorie, auf dem das wieder erstarkende, qualitätsbewusste und kaufkräftige Großbürgertum der Stadt vor allem Obst und Gemüse, aber auch Feinkost aller Art für das Abendessen oder das Wochenende einkauft.

Nicht, dass Mirijam hoffte, hier auf Spuren zu stoßen. Sie versuchte vielmehr, die Stadt zu erspüren, ein Gefühl für deren Substanz und die Bewohner zu bekommen, die Unterschiede und Extreme auszuloten und kennen zu lernen. Es war ihre übliche Methode, sich einem Auftrag zu nähern und sie betrieb dieses Ritual, das sich schon häufig bewährt hatte, jedes Mal. Selbst dann, wenn es nur darum ging, eine bestimmte Person an einem bestimmten Ort zu treffen und bestimmte Informationen zu erhalten oder zu übermitteln. Es schadete nie, nicht nur Wissen über, sondern auch ein Gefühl für das Umfeld zu haben in dem man sich bewegte.

Heute jedoch wollte ihr das nicht recht gelingen. Sie lief nun bereits seit gut drei Stunden durch die Metropole, hatte den völlig überdimensionierten Parlamentspalast umrundet, was in etwa so inspirierend war, wie eine Radwanderung rund um den Flughafen Köln-Bonn. Sie war den zwölfspurigen Boulevard Unirii entlang gegangen und hatte die mehrere Fußballfelder große Piata Unirii überquert, auf der man sich umso mehr wie Gulliver im Land der Riesen fühlt, als die

Fassaden der umliegenden, zehn- bis fünfzehn geschossigen Kaufhäuser mit Werbetafeln bedeckt sind, die zum Teil über acht Stockwerke hinweg reichen und auf denen sich mal die Rumänische Nationalmannschaft für einen Energydrink zwanzig Meter in die Höhe reckt oder sich eine wahrhaft kolossale Victoria Beckham in Versace Unterwäsche räkelte und ihre, auch in natura bereits langen Beine, über zwei Häuserblocks streckt.

Mirjam war ein gutes Stück die linke Uferpromenade des Bukarester Stadtflusses, Dambovita hinauf gebummelt und anschließend auf der rechten Seite wieder hinunter. Sie war ein paar Metrostationen gefahren und im ersten Distrikt ausgestiegen, wo sich das Hilton Athenee Palace und andere Hotelriesen der Luxusklasse dicht an dicht drängen mit Boutiquen von Zara bis Victoria's Secret, mit Uhren- und Schmuckläden von Rolex oder Swarovski und mit ausladenden Showrooms von Mercedes und Ferrari. Sie war einige Straßenzüge durch den zivilen Teil des Rotlichtviertels jenseits der Piata Regina Maria spaziert, das sich jedoch am frühen Nachmittag beinahe menschenleer und sehr zugeknöpft zeigte und schließlich war sie nun eben auf dem Weg zu einem der drei Märkte, die sie sich auf ihrer Liste notiert hatte. ‚Landmark-Lists‘ wie diese präparierte sie sich vorab für jede ihrer Reisen und Unternehmungen.

Aber mit jedem Meter, den sie weiterging, verstärkte sich das Gefühl, dass ihr das Erspüren der Stadt heute nicht gelingen würde. In sich gekehrt und verschlossen war sie durch die Straßen gelaufen, hatte kaum Notiz genommen von glamourösen Schaufensterauslagen, demonstrierenden Jugendlichen oder überfüllten Kaffeehäusern. Von riesige Einkaufsstützen schleppenden Familien und von Romakindern, die an jeder Ampel unter Lebensgefahr versuchten während der kurzen Rotphasen Autoscheiben zu putzen, um so ein par Lei zu ergattern. Den kleinen, gläsernen Ausflugsbooten auf der Dambovita hatte sie ebenso abwesend und desinteressiert hinterher gesehen, wie den vielen, allgegenwärtigen Militärangehörigen und Polizisten, mit ihren

überproportionierten Schirmmützen, die ihre Köpfe darunter besonders klein wirken lassen, was Mirijam an anderen Tagen sicher zueinigen bissigen Gedanken über das Verhältnis von Uniform zu Intelligenz im Rumänischen Heer oder beim Militär ganz allgemein veranlasst hätte.

Heute jedoch war sie die ganze Zeit über mit etwas völlig anderem beschäftigt und je länger sie unterwegs war, umso überzeugter wurde sie davon, dass ihre normale Routine diesmal Zeitverschwendung sei, da sie eigentlich bereits eine Spur hatte, der sie nachgehen sollte.

Vor dem Eingang einer, im Vergleich zu den übrigen Gebäuden kleinen Kirche stoppte sie abrupt. Sie überquerte im Slalom zwischen hupenden Autos die mehrspurige Fahrbahn und brachte ein Taxi, das stadteinwärts unterwegs war, zum Anhalten.

Sie ließ sich zurück in ihr Hotel fahren, sagte dem Fahrer, er solle auf sie warten. Auf ihrem Zimmer angekommen, wusch sie sich kurz Hände und Gesicht, um wieder etwas frischer zu werden, sie tauschte ihre bequemen Laufschuhe gegen ein paar kunstlederne, halbhohe Stiefeletten, deren einige Zentimeter hohen Absätze sie noch ein wenig größer erscheinen ließen. Statt des hellen, halblangen Strickmantels, den sie zuvor getragen hatte, legte sie eine dunkelgraue, mit bordeauxfarbenen Abnähern versehene Lederjacke an, dann packte sie ihre Papiere, ihre Geldbörse, einen kleinen Notizblock sowie ihr Mobiltelefon, eine Dose Pfefferspray und einen Ausdruck des Bildes, der toten jungen Frau, das sie in Pecs von Juris Aufnahme abfotografiert und das sie heute, nach dem Einchecken im Computerraum des Hotels ausgedruckt hatte, in einen kleinen, schwarzen Lederrucksack, schnappte ihre Zimmerschlüssel und fuhr wieder hinunter in die Hotelloobby.

Bevor sie wieder in das wartende Taxi stieg und den Fahrer zu der Adresse dirigierte, die sie sich, eher aus jahrelanger Gewohnheit, in das kleine Notizheft geschrieben hatte, ging sie noch einmal kurz zur

Rezeption, um dort, obgleich sie es selbst schon für reichlich paranoid hielt, auf einem Bogen des Hotelbriefpapiers, den sie sorgsam faltete, eine kurze Nachricht zu hinterlassen.

„Lieber Adam, falls Du mich schon vermisst ;- ) ich bin noch mal zu Alisa gefahren. Warum, erklär ich Dir später. Bis dann, lg, M.“

Adam blickte ratlos auf das Stück Papier, das er in der Hand hielt. Er dreht es um, als müsste sich auf der Rückseite eine Erklärung finden lassen. „Für Adam Wischnewski“ stand auf der nach Außen geklappten Seite.

„Und wann hat die Dame das für mich hinterlegt“, fragte er die zierliche, sehr wasserstoffblonde Hottelangestellte am Empfang. Diese hatte ihm gerade kurz zuvor den gefalteten Briefbogen überreicht, als er sich bei ihr erkundigt hatte, ob Mrs. Mirijam Zilva eventuell auf ihrem Zimmer sei. Nein, hatte sie ihm verkündet, nachdem sie am Schlüsselbord an der Rückseite der Rezeption nachgesehen hatte, aber, hatte sie ihn dann gefragt, ob er zufällig Herr Adam Wischnewski sei. Nachdem er dies bejaht hatte, war sie nochmals zu der Schlüsselwand gelaufen, hatte aus einem der Fächer, die dort zu jedem Zimmer angebracht waren, eben jenen Bogen Papier geholt und ihm übergeben.

„Ich selbst hatte noch nicht Dienst“, gab sie Adam nun freundlich auf seine Frage Auskunft. „es müsste also gestern Nachmittag gewesen sein.“

## Kurzwahl

„Gestern schon?“ Adam war überrascht. „Wissen Sie, ob die Dame zwischenzeitlich wieder im Hotel gewesen ist?“

„Tut mir leid“, die junge Frau sah ihn bedauernd an, „ich hatte zwar Nachtdienst, aber es kommen und gehen so viele Gäste, ich kann das leider nicht mit Gewissheit sagen.“

„Ich verstehe, kein Problem.“ Adam nickte etwas abwesend, „haben Sie vielen Dank.“ Er faltete den Zettel wieder zusammen und verließ kopfschüttelnd das Hotel. Was war denn nur jetzt plötzlich los?

Am vorangegangenen Nachmittag war noch alles überraschend rund gelaufen. Sie hatten sich betont unbeschwert und kurz verabschiedet, eben hier vor diesem Hotel, dann hatte er ohne sich zu verfahren direkt aus der Stadt hinausgefunden und so hatten sie zeitig das Holiday-Ressort nahe des Snagov-Sees erreicht. Hier waren sie bereits erwartet und sehr freundlich empfangen worden. Die Zimmer waren vorbereitet gewesen, die Check-In zügig und ohne Probleme verlaufen. Auch die Räumlichkeiten für die Bandproben waren wie vereinbart präpariert worden, so dass sie noch gleich im Anschluss alle Gerätschaften ausgeladen und die Technik aufgebaut und einsatzbereit gemacht hatten.

Nach einer kleinen Verschnaufpause waren sie schließlich gemeinsam mit Jon, ihrem Guide, zum Abendessen gegangen. Jon war ein junger rumänischer Student, der hervorragend Deutsch sprach und viele amüsante Anekdoten zu erzählen wusste. So war der Abend entspannt und fröhlich zu Ende und sie allesamt recht zeitig zu Bett gegangen.

Entsprechend früh war Adam am nächsten Morgen aufgewacht, hatte in Ruhe gefrühstückt und fand sie dann, nachdem alles Organisatorische bereits erledigt war, in der unerwarteten Situation, für den gesamten weiteren Tag eigentlich nichts mehr zu tun zu haben.

Normalerweise begab er sich in solchen, ohnehin ausgesprochen seltenen Fällen, mit einem Magazin oder einer Tageszeitung bewaffnet, in die Hotelbar, bestellte Capuccino und genoss es, möglichst lange für sich zu sein und in Ruhe gelassen zu werden.

Heute jedoch, war ihm schon nach einigen Stunden die Zeit lang geworden. Er hatte unkonzentriert in dem Wochenmagazin geblättert, das er sich aus Österreich mitgebracht hatte und mehrmals auf sein Handy geschaut um zu überprüfen, ob es nicht versehentlich auf lautlos gestellt war.

Gegen halb Elf hatte er es dann nicht mehr ausgehalten und Mirijams Nummer gewählt. Warum sollte er nicht unverfänglich fragen, ob sie bereits vorangekommen sei? Aber es hatte sich niemand gemeldet. Es hatte lange geläutet, dann war die Mailbox angesprungen. Er hatte aufgelegt. Vielleicht schlief sie ja noch oder war wieder beim Joggen oder beim Frühstück und hatte das Telefon nicht dabei, hatte er sich gesagt und seine Ungeduld war ihm fast peinlich erschienen.

Um viertel nach Elf hatte er es wieder versucht und um halb Zwölf erneut. Dann hatte er beschlossen, wieder in die Stadt zu fahren. Warum auch nicht? Sie hatten ja vereinbart, dass sie sich treffen wollten, falls sie Zeit hätten. Er hatte Zeit.

Er war in den Frühstücksraum geeilt, wo inzwischen die Musiker bei Kaffee, Rührei, Wollwürsten, Orangensaft und Waffelgebäck mit Nougatsauce beisammen saßen. Er hatte ihnen erklärt, dass er noch einmal kurz in die Stadt führe, worauf er mit einer Runde breiten, wissenden Grinsens bedacht worden war. Dies gekonnt ignorierend hatte er stattdessen die Männer ermahnt, sich anständig und gentlemenlike um Alisa zu kümmern und, sobald diese eingetroffen wäre, zügig und konzentriert mit den Proben zu beginnen. Dann war er losgefahren.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er nur so ein ungeduldiges, Kribbeln im Magen gespürt. Jetzt, da er wieder vor dem Hotel bei seinem Bus stand, wurde daraus ein ausgesprochen flaes Gefühl.

Er nahm sein Mobiltelefon und drückt die Sechs. In den vielen Jahren auf Tournee hatte er sich angewöhnt, die Mobilnummern der jeweiligen Musiker immer gleich mit eins beginnend in den Kurzwahlspeicher seines Handys einzugeben, so dass er alle jederzeit ohne langes Nachdenken anwählen konnte. Alisa war in diesem Fall die Nummer sechs. Sofort sprang die Voicemail an. Er legte auf. Abgedreht, dachte er. Oder Akku leer, oder kein Empfang. Alles möglich. Er wählte die Sechs noch einmal. Nach der kurzen, erst in Rumänisch, dann in Englisch aufgesprochenen Begrüßung sagte er:

„Hi Alisa, Adam hier. Bitte ruf mich zurück, sobald Du das hörst. Danke, bis dann.“ Er legte wieder auf und wählte erneut Mirijams Nummer. Wieder das Freizeichen. Acht, neun, zehn Mal. Dann die automatische Ansage. Er beendete die Verbindung.

Das Freizeichen störte ihn besonders, denn es bedeutet, dass Mirijam entweder ihr Telefon nicht bei sich hatte, was ihr nicht ähnlich sah, oder, dass sie absichtlich nicht dran ging. Aber warum? Der Gednake wollte ihm gar nicht gefallen.

„Warum fährst Du zu Alisa?“ Er blickte wieder auf das Blatt Papier, das er noch immer in einer Hand hielt. Er musste an den Überschwang denken, mit dem Mirijam Alissa am Vortag begrüßt hatte. Lläuft da was? Es war als Scherz gemeint, aber es gelang ihm nicht, sich selbst aufzuheitern. Er stieg in den Bus und startete den Motor.

Im Losfahren wählte er die Eins.

„Anton spricht.“

„Tontschi, Adam hier. Hör zu, ist Alisa inzwischen angekommen?“

„Ah, Adam, nein warte.“ Adam konnte den Bandleader nur sehr schwer verstehen, da im Hintergrund das laute Scheppern eines Schlagzeuges dessen Stimme übertönte. Plötzlich wurde es ruhig.

„Adam?“, Tontschi meldete sich wieder, „neun, wir haben Alisa noch nicht gesehen. Aber Adam, wir sind in Proberaum. Vielleicht sie ist oben in Hotel schon auf Zimmer.“

„Könntest Du mir den Gefallen tun und nachsehen und an der Rezeption fragen. Ich kann Alisa nicht am Handy erreichen. Wahrscheinlich ist ihr Akku leer.“ Adam versuchte unaufgeregt zu klingen. „Ich ruf Dich in fünf Minuten noch einmal an“, ergänzte er, wissend, dass die Musiker im Ausland wegen der Roaminggebühren nur sehr ungern von ihrem Telefon aus telefonierten.

Kaum hatten sie aufgelegt, versuchte er abermals zuerst die Sechs, dann Mirijams Nummer. Beides mit demselben Resultat wie zuvor.

„Verdammt Mädls, was soll das?“, murmelte er zu sich selbst und legte das Telefon einen Augenblick zur Seite, um sich auf den Stadtverkehr zu konzentrieren. Er hatte das Navigationssystem nicht programmiert und versuchte aus dem Gedächtnis den Weg von Mirijams Hotel zurück zu Alisas Wohnung zu rekonstruieren.

Nach Jahren des Kurvens durch Metropolen, Städte und Dörfer kreuz und quer durch Europa, hatte er sine Art photographisches Gedächtnis für Straßen und Kreuzungen entwickelt. Einen Ort, den er einmal mit dem Auto angesteuert hatte, fand er fast immer und überall problemlos und jederzeit wieder. Lediglich das einbahnversponnene Wien bildete eine enervierende Ausnahme.

Hier in Bukarest, ließ ihn seine Orientierung auch diesmal nicht im Stich. Als er Als er in dies Straße einbog, in der das Mietshaus lag, bei dem sie Alisa am Tag zuvor wieder abgesetzt hatten, damit diese ihren Verlobten erwarten konnte, wählte er erneut die Eins.

„Ah, Adam“, meldete sich Tontschi sofort, „Alisa hat nicht eingeecheckt in Hotel bis jetzt. Haben wir Problem Adam?“

„Ich habe keine Ahnung, Anton“, antwortete Adam wahrheitsgemäß, „ich hatte eigentlich den Eindruck, dass sie recht zuverlässig sei.“

„Ah, Adam, Amore! Du weißt doch.“, unterbrach ihn der Geiger, „ich habe auch gefragt: der Shuttlebus von heute schon gekommen.“

„Verdammt“, entfuhr es Adam, „also keine Busverspätung. Danke Tontschi. wichtige Info.“, er seufzte. „Na schön, wir werden sehen. Ich fahre jetzt zu ihrer Wohnung. Falls sie bei Euch auftaucht, gebt mir bitte gleich Bescheid. Schick eine SMS, hörst Du?“

„Klar Adam. Keine Sorge“, beruhigte Anton ihn, „ist Zigeunerfrau. Wird schon kommen.“, er lachte, „und pass auf Dich auf, Adam, gefährliche Stadt!“ Dann legten sie auf.

Wohl war, dachte Adam grimmig. Sieht aus, als verschwinden hier reihenweise Frauen.

## **Appartment**

Er stieg aus dem Wagen und überquerte die Straße. Ein wenig zweifelnd stand er vor der schweren, doppelflügeligen Eingangstür. Testweise rüttelte er daran. Sie war natürlich verschlossen. Er sichtete die Klingelschildchen. Nur die wenigsten waren mit Namen beschriftet. Dann musste er trotz allem grinsen. ‚Mag. A Slopec‘ stand da in schwarz getuschter Schönschrift auf dem Schild bei Klingelknopf Nummer drei. Dumm ist sie jedenfalls nicht, dachte Adam, ob sie wohl Verwandte in Wien hatte? Er drückte auf den dunkel verfärbten Messingknopf.

Er drückte noch mal, dann dreimal rhythmisch, und schließlich sehr kräftig, so als würde die Glocke dadurch lauter werden. Er atmete tief aus und machte einen Schritt zurück, blickte die Fassade hinauf, suchte

die Fenster im dritten Stock ab. Helle Vorhänge verstellten ihm unbewegt den Blick.

Plötzlich öffnete sich links neben dem Eingang ein Fenster im Erdgeschoss. Ein ältere Frau mit kurzgelockten, etwas unsymmetrisch frisierten, grauen Haaren blickte ihn unwirsch an. Er trat unter das Fenster, lächelte so freundlich und vertrauenerweckend wie er konnte und versuchte eine Erklärung:

„Alisa Slopec“, er deutete in den dritten Stock, „ich möchte Alisa Slopec abholen.“, er zeigte über die Straße auf seinen Bus. Die Frau sah ihn mit unbewegter Miene an. „Alisa. Sängerin.“, er hielt sich ein imaginäres Mikrophon vor den Mund und mimte einige Gesangssilben. „Ich bin der Manager.“, fuhr er fort.

Die Frau im Fenster hob die Augenbrauen.

„Ah, Ciganfrau. Viele Manager!“

„Viele Manager?“, wiederholte Adam verwirrt.

„Junger Mann, kommen Abend.“, erklärte die Alte. Ach so, dachte Adam, der Verlobte. Der war also wirklich gekommen.

„Alisa, zu Hause?“, versuchte er es erneut und deutete wieder nach oben. Er erntete nur ein Achselzucken. „Alisa und junger Mann, weggehen?“, mit zwei Fingern stellte er eine Gehbewegung dar. Achselzucken. Adam gab nicht auf. „Können Sie mich“, er zeigte auf sich selbst, „hinein lassen“, sein Zeigefinger richtete sich auf die Tür. Wieder Achselzucken. Dann schloss sich das Fenster. Hatte sie ihn verstanden? Er ging wieder zur Tür. Nichts. Ärgerlich sah er das Eingangstor an, als könne dieses etwas dafür.

Unvermittelt summte der Türöffner. Blitzschnell stieß Adam die Tür auf, panisch, er könne den kurzen Moment verpassen. Im Hausgang hinter dem Tor empfing ihn völlige Dunkelheit. Er suchte nach einem Lichtschalter, aber es gab keinen. Jedenfalls keinen, der durch das übliche rötliche Leuchten auf sich aufmerksam gemacht hätte. Er tastete nach dem Treppengeländer, einen Aufzug erwartete er ohnehin nicht.

Vorsichtig hangelte er sich die Stiegen hinauf. Ab dem zweiten Stockwerk hatte sich seine Augen etwas an die Lichtlosigkeit gewöhnt und er kam voran. Zudem schien im dritten Stock ein kleines Fenster im Treppenhaus zu sein, durch das mattes Licht auf die grauen, abgefassten Wände fiel. Etwas schwerer atmend kam er im Dritten an.

Drei Türen von jedem Treppenabsatz in drei Wohnungen. An der mittleren sah er wieder das Schönschriftschild ‚Mag. A. Slopec‘. Dankeschön, dachte er etwas sarkastisch. Er drückte einen weißlichen Plastikklingselknopf, hörte ein lautes Summen auf der anderen Seite. Er wartete. Nichts. Er klingelte erneut. Lauschte nach Schritten, dann klopfte er gegen die Tür. Noch einmal.

„Alisa, Adam hier. Alisa, bist Du da?“ er hielt seine Stimme gedämpft, schließlich hatte er keine Lust, im ganzen Haus Aufmerksamkeit zu erwecken. Er lauschte. War da ein Rumpeln? Nein. Stille. Gar nichts.

Entmutigt lehnte er sich gegen den Türrahmen. Er kramte nach seinem Handy, um nach der Zeit zu sehen. Halb Drei. Weil ihm im Augenblick nichts anderes einfallen wollte, wählte er, eher schon als eine Art Beschäftigungstherapie, wieder Mirijams Nummer. Es klingelte, wie erwartet.

Es dauerte zwei, drei Töne und es war eigentlich eher sein Magen, der es zuerst krampfend wahrnahm, bevor es sein Kopf registrierte: es klingelte auf der anderen Seite der Tür.

Leise, aber deutlich vernehmbar. Reflexartig drückte Adam die Abbruchtaste. Stille. Fassungslos sah er die Tür an, als sei ihm diese eine Erklärung schuldig. Er tippte die Wiederwahl-taste. Ein ‚Tut‘ in seinem Telefon, ein leises, altmodisches ‚Ring, Ring‘ jenseits der Wohnungstür. Genau jenes, über das er sich unterwegs lustig gemacht

hatte, als er es bei Mirijam gehört hatte. Er ließ es dreimal läuten, dann legte er auf und steckte das Gerät in die Hosentasche. Er spürte seine Wangen heiß werden, sah sich das Türschloss an, dachte kurz über Kreditkarten nach. Er besaß keine Kreditkarten. Sein Geschäft war vielleicht das letzte neben Drogenhandel und Prostitution, in dem ausschließlich Bargeld einen Wert besaß.

Scheiß drauf, dachte er, das ist kein Türschloss für Kreditkarten. Er ging zurück bis zur Treppe, holte tief Luft, machte drei schnelle Schritte und warf sich mit der rechten Schulter voran gegen die Tür. Ein kurzes, metallisches Geräusch und die Tür flog auf, als wäre sie angelehnt gewesen. Adam stolperte in den Korridor, der sich hinter dem Eingang erstreckte, trat gegen etwas Weiches auf dem Boden und fing sich mit ausgestreckten Armen an der gegenüberliegenden Wand ab.

Behutsam öffnete er die Augen, die er reflexartig geschlossen hatte. In den Gang fiel fahles Licht aus einer Tür, die zu einem Raum hin halb offen stand. Er sah den Gegenstand gegen den er getreten hatte. Ein kleiner, schwarzer Rucksack, dessen Inhalt sich über den Fußboden entleert hatte. Ein brauner Umschlag, ein Portemonnaie, ein Handy. Mirijams Handy.

Vorsichtig betrat er das erste Zimmer. Wohnzimmer mit Küchennische, beides war leer. Nach rechts führte eine Tür in einen weiteren Raum. Schlafzimmer. Ein breites, niedriges Bett, darauf lag eine Person. Selbst im Halbdunkel erkannte er sofort Mirijams silbriges Haar.

Mirijam lag auf dem Bauch, die Arme und Beine mit schwarzem Klebeband nach hinten verschnürt. Sie bewegte sich. Er versuchte hektisch das band aufzureißen, aber es waren zu viele Lagen. Er stürzte zurück in den ersten Raum, riss einige Schubladen der Küchenzeile auf, fand eine große Schere und war sofort wieder im Schlafrum. Mit zittrigen Händen zerschnitt er das Klebeband. Leise stöhnend drehte sich Mirijam um und setzte sich schließlich auf.

„Was verdammt noch mal ist denn hier los?“ Adam brüllte vollkommen außer sich. Mirijam löste mit schmerzverzerrter Mine ein Stück Klebeband von ihrem Gesicht, mit dem ein Stoffetzen in ihrem Mund fixiert worden war.

„Wie schön, dass meine Paranoia auch einmal zu etwas gut ist. Und schön auch, dass Du mich schon so bald vermisst hast.“ Mit dem Versuch eines Lächelns stieg sie von dem zerwühlten Bett, streckte sich einige Male und ging an Adam vorbei zu einer kleinen Tür am hinteren Ende des Raumes, hinter der sie richtigerweise Bad und Toilette vermutete. Durch die geschlossene Tür hörte Adam sie rufen:

„Und was Deine durchaus berechnete Frage betrifft: ich hab leider auch so gut wie keine Ahnung.“

„Aber was“, wollte Adam einwenden, sie fuhr aber ohnehin gleich fort:

„Ich bin ein paar Stunden durch die Stadt gelaufen, aber es hat nichts gebracht. Dann bin ich wieder hierher gefahren. Ich hab unten geklingelt, mir wurde geöffnet, ich bin die Treppen rauf und hab wieder geklingelt.“ Adam hörte die Toilettenspülung.

„Was hast Du gesagt?“, rief er.

„Sekunde.“ Wasser rauschte, dann kam Mirijam wieder in das Schlafzimmer.

„Also, ich hab hier an der Tür geklingelt, ich höre, wie das Schloß klickt und als nächstes fliegt mir irgendein schwerer Gegenstand gegen den Kopf. Dann reißt der Film.“ Sie ging wider durch den Raum an Adam vorbei, der wie angewurzelt auf der Stelle stand. Er hörte sie durch den Wohnraum gehen. Und vor ein paar Stunden bin ich dann zu mir gekommen, hübsch verklebt, wie Du mich gefunden hast.“ Sie sammelte im Korridor die Dinge zusammen, die aus ihrem Rucksack gefallen waren.

„Vor einer Stunde?“, höret sie Adam rufen. „Dann warst Du aber eine ordentliche Weile ausgeknipst. Wir sollten schleunigst zu einem Arzt.“

„Wieso?“, sie betrat wieder den hintersten Raum, „wie spät ist es denn?“

„Frag nicht nach der Zeit, frag nach dem Tag“, er zog ihre Nachricht an ihn aus der Jackentasche, „die hier hast Du jedenfalls gestern geschrieben.“

„Schakrev,“ entfuhr es ihr, „dann haben die jetzt einen mächtigen Vorsprung!“

„Vorsprung? Die? Wer? Ich dachte, Du weißt nichts! Warum zum Teufel bist Du überhaupt hierher gekommen?“ Adam spürte, wie ihre künstliche Coolness ihn zusehends aggressiv machte.

Mirijam zog wortlos den braunen Umschlag wieder aus ihrem Rucksack, holte das Bild daraus hervor und reichte es Adam. Der fiel mehr auf das Bett, als dass er sich setzte. Ungläubig starrte er auf die verschwommene aber unverkennbare Aufnahme.

„Das ist,“

„Nein, es ist nicht Alisa. Ich denke es ist Dunja, die kleine Zwillingsschwester.“

„Woher hast Du das?“, Adam merkte, wie ihm plumerant wurde. Er legte das Foto beiseite und sah Mirijam mit offenem Mund an.

„Ein“, sie zögerte kurz, „eine Informationsquelle hat es mir in Pecs gegeben.“

„In Pecs?“, Adam sprang auf. „Du hast das seit Pecs? Aber da wusstest Du ja auch“,

„Ja, ich hab gedacht, es sei Alisa. Und ja, ich hab nichts gesagt, wie ich es hätte vielleicht tun sollen und nein, ich hatte keine Ahnung, was ich davon halten sollte und ja, ich hab eine Zeitlang sogar geglaubt, Du könntest etwas mit all dem zu tun haben.“

„Ich könnte was?“

„Ich sag ja, ich hatte absolut keinen Reim darauf. Hab ich immer noch nicht. Ich war nur heilfroh, als Du dann mit Alisa telefoniert hattest und noch erleichterter, als wie sie gestern getroffen haben. Und dann

erzählt sie von ihrer kleinen Zwillingsschwester und zeigt uns das Bild und seither konnte ich an nichts anderes mehr denken. Und obwohl es vermutlich nicht das Geringste mit meinem eigentlichen Job hier zu tun hat, bin ich wieder hierher, weil mir nichts Besseres eingefallen ist. Offensichtlich leider zu spät.“ Mirijam hoffte, damit alle seine Fragen in einem beantwortet zu haben.

„Aber“, durchkreuzte Adam ihre Erwartungen. Sie konnte es ihm nicht verübeln. „Was ist mit ihr passiert?“, er deutete auf das neben ihm liegende Bild. Mirijam setzte sich seufzend zu ihm auf das Bett.

„Ertrunken. Sie trieb in der Donau. Man hat sie in der Nähe von Pecs gefunden. Allerdings“, sie atmete hörbar aus, „zuvor wurde sie geschlagen, misshandelt, vergewaltigt. Ziemlich übel jedenfalls.“ Adam schwieg eine Weile.

„Aber Pecs? Das ist Donau aufwärts?“

„Wohl wahr. Und mein Mann in Pecs sagt, sie könnte auch von Budapest oder gar von Bratislava aus dorthin getrieben sein. Das können sie genauer erst sagen, wenn sie wissen, wie lange sie schon tot war.“

„Und Du meinst, jetzt sind die, die das getan haben, wiedergekommen und haben die große Schwester geholt? Hast Du das mit ‚Vorsprung‘ gemeint? Aber warum?“

„Ich kling wahrscheinlich schon, wie ´ne Schallplatte mit Sprung“, sie schüttelte den Kopf, „keine Ahnung. Aber wie auch immer,“ sie stand wieder auf und griff nach dem Bild, „wir müssen los.“ Umschlag und Foto verschwanden in ihrem Rucksack und sie verließ den Raum.

„Was heißt ‚los‘? Wohin? Du musst zu einem Arzt!“, Adam folgte ihr bis in den Korridor, „Wir müssen die Polizei rufen. Wo willst Du jetzt hin? Hast Du einen Plan?“

„Ja klar“, sie drehte sich in der Tür zu ihm um, „ich brauch einen Kaffee.“

## **Außerhalb**

„Ein bisschen außerhalb, so hab ich mir das vorgestellt.“, Adam machte einige Schritte vom Auto weg und sah sich um. Nicht, dass er wirklich etwas gesehen hätte. Obwohl noch früh am Abend, war es bereits dunkel geworden und da die Wolken, die seit dem Nachmittag eine zusehends dichtere Decke bildeten, waren weder Mond noch Sterne zu sehen. Die letzten Häuser hatte er vor etlichen Kilometern hinter sich gelassen und auch andere Autos waren ihm schon längere Zeit nicht mehr begegnet. Die einzigen spärlichen Lichtquellen waren die Scheinwerfer seines Busses und hinter ihm der fahl-rote Widerschein der Großstadt in den Wolken, die hoch über dem weit entfernten Lichtermeer standen.

Er war bereits über eine Stunde gefahren. Es sollten jetzt nur noch rund 20 Kilometer bis zu seinem Ziel sein, wenn er dem Navigationssystem glauben schenken konnte. Aber kannte sich das Navi hier aus? Waren diese Romasiedlungen digital gespeichert? Immerhin, es hatte den Namen gefunden, den ihm sein früherer Nachbar am Telefon buchstabiert hatte. Aber war das der richtige Ort? Nun, er würde es ja bald wissen.

Er nahm einen tiefen Zug der frischen Nachtluft und versuchte so, die aufkommende Müdigkeit zu vertreiben. Es roch nach offener Erde, feucht. Ab und zu raschelte ein Windstoß in den niedrigen Büschen, die die kleine Parkbucht säumten, in der er seinen Wagen für eine kurze Pause abgestellt hatte.

Am Horizont zu seiner Linken glaubte er Bäume, vielleicht einen Wald zu erkennen. Rechts sah er gar nichts, also vermutete er Wiesen, Äcker, einige wahrscheinlich nach der Ernte frisch umgepflügt, was das Aroma der aufgebrochenen Erde in die Luft brachte. Er lauschte. Kein Ton. Dann wieder ein kurzes Rascheln. Stille. Bis ein weiterer Windhauch ein neues Geräusch über die offene Fläche zu ihm trug. Ein Bellen. Hunde.

Also war dort tatsächlich irgendwo ein Dorf oder eine Siedlung. Er leerte den großen Becher mit Kaffee, den er sich an der letzten Tankstelle gekauft hatte, bevor er aus der Stadt hinaus gefahren war.

Er zweifelte immer noch, ob es gute Ideen gewesen waren: hier in die Einöde zu fahren. Sich zu trennen. Andererseits hatten sie keine alternativen Einfälle gehabt und die Zeit drängte.

Nachdem sie die Wohnung verlassen hatten, waren Mirijam und er wieder in das kleine Cafe gegangen, in dem sie am Vortag Alisa getroffen hatten. Mirijam hatte einen dreifachen Espresso bestellt und eine üppige Portion Galushti, rumänische Krautwickel mit Kopfsauerkraut, Paprika, Zwiebeln und Knoblauch. Immerhin hatte sie seit rund 24 Stunden nichts gegessen. Adam hatte keinen Appetit verspürt und sich nur an den Kaffee gehalten. Er war besorgt wegen Mirijams Kopfverletzung gewesen. Man ist nicht ohne Grund und ohne Folgen einen halben Tag lang bewusstlos.

Mirijam aber hatte sich voller Energie und Tatendrang gezeigt. Obwohl sie völlig im Dunkeln tappten und befürchten mussten, dass Alisa in Lebensgefahr schwebte, war es ihm vorgekommen, als sei Mirijam geradezu glücklich, ein konkretes Problem zu haben, das es zu lösen galt.

„Was weißt Du eigentlich über Alisa?“

„Kaum mehr als ihren Namen. Handynummer, Größe, Haar- und Augenfarbe, ihren Geburtsort - ich hab eine Kopie von Ihrem Reisepass. Wie von allen Musikern - und ihre Adresse hier.“

„Ja, die kenn ich ja nun auch zur Genüge. Der Ort aus dem sie kommt? Ist das diese Siedlung, von der sie sprach?“

„Kann ihr Geburtsort sein. Oder auch nicht. Die Passkopie liegt im Hotel.“

„Wo hatte sie studiert?“

„Hier in Bukarest und in Genf“  
„Nicht gerade billig. Woher hat ein Mädchen aus einer Romasiedlung, in der es nicht mal Mobilfunk gibt, das Geld dafür?“  
„Schulden? Und dann holen sie die kleine Schwester?“  
„Verwechslung?“  
„Die Schwester lebte in der Siedlung, nicht in der Stadt.“  
„Drogengeschäfte?“  
„Großer Gott, Mirijam! Sie hatte Stipendien, soweit Marko es erzählt hat.“  
„Ja, ja, ich überleg ja nur. Weiß dieser Marko noch mehr?“  
„Ich glaube nicht. Er hat mir so von ihr vorgeschwärmt, ich denke nicht, dass er etwas ausgelassen hätte. Aber den muss ich ohnehin noch anrufen und ihm irgendwas erzählen. Da werde ich hören, ob ihm noch etwas einfällt.“  
„Was ist mit diesem Verlobten, der angeblich kommen wollte.“  
„Oh, ich denke, der ist gekommen. Ein Frau im ersten Stock, die mir dann die Tür geöffnet hatte, die hat am Abend einen jungen Mann zu Alisa ins Haus gelassen.“  
„Und das sagst Du erst jetzt. Verstehe, darum sah dort nichts nach einem Überfall aus – von Deinem Einbruch mal abgesehen – sie hat ihren Entführer gekannt.“  
„Der Verlobte?“  
„Überleg doch mal: ein Verlobter, den sie vor drei Monaten das letzte Mal gesehen hat. Dann hört sie auch wochenlang nichts von ihm und nichts von ihrer Schwester und kaum treibt die kleine tot in der Donau, meldet sich der Typ wieder – per SMS wohlgemerkt – und steht plötzlich ganz eilig vor der Tür. Wonach klingt das für Dich?“  
„Familiendrama?“  
„Ach, Du Romantiker. Also wenn Du mich fragst, dann klingt das nach Mädchenhandel.“  
„Ich weiß nicht. Alisa ist Akademikerin. Suchen sich solche Leute normalerweise nicht eher – na ja – einfachere Gemüter aus?“  
„Sie ist aber auch ausgesprochen attraktiv, oder? In der Herrenumkleide eine glatte Zehn, würde ich vermuten, hab ich Recht?“

„Wenn Du das sagst.“  
„Wie auch immer, wir sollten versuchen, irgendetwas über diesen?“

„Adrian“

„Genau. Über diesen Adrian heraus zu finden.“

„Er hat offenbar wohl auch in dieser Siedlung gelebt. Also vermute ich mal, dass er auch ein Roma ist.“

„Dann brauchen wir Kontakte zur rumänischen Romagemeinde. Das ist Dein Metier. Deinen Musikern müsste da doch was einfallen, oder?“

„Die würde ich lieber erst mal außen vor lassen. Aber mein ehemaliger Nachbar – Du erinnerst Dich? Ich hab schon von ihm erzählt.“

„Der mit den Mahagonitreppen? Ich dachte der ist aus Serbien?“

„Ja, aber er kennt überall Leute und ich weiß, dass er in Rumänien Geschäfte gemacht hat und irgendwann erwähnte er mal, dass ihm für einen ganz kniffligen Auftrag ein paar Rumänische Roma alles Mögliche organisiert hätten.“

„Gut ruf ihn an. Ich werde sehen, was ich über die hiesigen Handelswege für junge Mädchen herausfinden. Ich glaube, ich kann mir da heute Abend noch einen interessanten Termin einrichten.“

„Mit Bukarester Zuhältern?“

„Nein, mit einem Galeristen. Aber es gibt da durchaus, sagen wir, Berührungspunkte.“

„Na toll. Ich will's, glaub ich, gar nicht wissen. Womit fangen wir an?“

„Nein, nein, wir haben keine Zeit. Du die Roma, ich das Rotlicht. Wir machen das gleichzeitig.“

Die Vorstellung sich aufzuteilen und getrennt zu versuchen, etwas heraus zu finden, hatte Adam schon zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht behagt. Immerhin war Mirijam gerade erst niedergeschlagen worden und hatte gefesselt und geknebelt fast einen Tag lang in einer Wohnung gelegen, aus der offensichtlich just eine junge Frau entführt

worden war, deren Schwester wenige Tage zuvor 500 Kilometer Donau aufwärts tot ans Ufer geschwemmt worden war. Nicht gerade Umstände unter denen man sich besonders gerne allein bei Nacht ins Rumänische Hinterland aufmacht. Ganz zu schweigen von einer gut aussehenden Frau, die versucht, in einer nächtlichen Millionenstadt auf dem Balken Kontakt zu einheimischen Mädchenhändlerringen aufzunehmen.

Andererseits war das Zeitargument nicht von der Hand zu weisen. Selbst wenn man annahme, dass Entführung, Mord, Frauenhandel und all das nur Produkte eines grassierenden Verfolgungswahns seien. Wenn man davon ausginge, dass Alisa vielleicht tatsächlich einfach nur mit ihrem Freund durchgebrannt sei, um heimlich bei einem gutherzigen Dorfpfarrer auf dem Land entgegen den elterlichen Wünschen zu heiraten, dass sie sich dabei nicht von einer grauhaarigen Kunstagentin aus dem Westen in die Quere kommen lassen wollten und sie deswegen kurzerhand bewusstlos schlugen und fesselten. Selbst dann blieb die Tatsache, dass Adam in spätestens fünf Tagen mit der Band, die er zu betreuen hatte inklusive einer Sängerin in Richtung Italien aufbrechen musste, um eine aufwendig geplante und zum großen Teil bereits bezahlte Tournee anzutreten.

Und schon allein deswegen galt es diese Sängerin möglichst schnell wieder zu finden.

Adam nahm sein Mobiltelefon und drückte die Kurzwahltaste Neun.

## **Konkurrenz**

„Du machst hoffentlich Witz, meine Freund!“, Marko war von seinem Rollstuhl aufgesprungen und stemmte sich mit einer Hand auf seinen mit Papieren und Unterlagen übersäten Schreibtisch. „Aber Witz ist nicht lustig! Was meint ‚ist mit Verlobte durchgebrannt‘? Wo ist? Wohin? Was für ein Verlobter?“, er schob ein paar Bögen Papier zur

Seite und kramte nach seiner Zigarettenschachtel. „Alisa sollte doch mitkommen zu Holiday. Sie müssen proben!“, dozierte er, während er sich den Hörer zwischen Schulter und Wange klemmte um sich mit der freigewordenen Hand eine Zigarette anzuzünden. Er warf das Feuerzeug wieder auf den Tisch und begann in dem neonbeleuchteten Raum auf und ab zu laufen.

„Was soll heißen, ‚dann wäre auch in Holiday abgehauen‘? Du musst aufpassen Adam! Du bist verantwortlich. Du kennst Musiker. Adam, diese Frau ist Juwel! Eine rohe Diamant. Ich habe Dir eine Schatz anvertraut, Adam. Und Du lässt Schatz wegnehmen?“, er hatte den Hörer noch immer unter dem Kinn eingeklemmt und gestikuliert mit beiden Händen, als könne er seinem Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung so die Dinge besser verdeutlichen. „Adam, Du musst diese Frau zurückholen. Du weißt, was steckt Geld in diese Tournee. Adam, Du hast Pflicht, sie zu holen für diese Tournee!“

„Jetzt halt mal die Luft an, mein Freund!“, Adam war überrascht. Mit einer so heftigen Reaktion seines Auftraggebers hatte er nicht gerechnet. So kannte er Marko nicht. Normalerweise ließ der sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen. Und hatte er nicht in Wien noch ganz entspannt gemeint, ‚Wenn nicht klappt mit Alisa, Du nimmst Katherina?‘

„Vielleicht erinnerst Du Dich, Herr Marko, dass ich es war, der die ganze Sache mit einer Sängerin, die keiner von uns kannte, von Anfang an für heikel gehalten habe. Und wie man sieht, lag ich damit nicht so falsch. Und jetzt trag lieber etwas Nützliches bei, anstatt mir Vorhaltungen zu machen. Weißt Du noch irgendwas über Alisa? Wie? Naja, irgendwas, das uns helfen könnte, sie zu finden. Weißt Du, ob der Geburtsort aus ihrem Pass der Ort ist, wo ihre Familie lebt? Nein? Irgendwelche Referenzen in Bukarest? Clubs, wo sie gesungen hat? Hast Du jemals von einem gewissen Adrian gehört? Auch nicht? Also Du weißt mit anderen Worten absolut nichts über diese Künstlerin, die Du engagiert hast, korrekt?“

Jetzt nahm Marko das Telefon doch in die Hand, hielt es ganz dicht vor den Mund und zischte hinein:

„Alles, was weiß ich, ist, dass Du hast Sängerin wegkommen lassen, die wo war sehr wertvoll. Und die wahrscheinlich jetzt schon singt mit andere Kapelle. Und dass wir haben gewaltige Kappelle. Und dass Du wirst lösen Problem, Adam, mein Freund. Weil, wenn Du nicht löst unsere Problem“,

„Hör auf mir zu drohen!“, fuhr Adam dazwischen, „was meinst Du, mit ‚andere Kapelle‘?“

„Was soll ich meinen?“, Marko machte eine wilde, schleudernde Bewegung mit der freien Hand, so dass ihm beinahe die glühende Zigarette aus den Fingern gerutscht wäre. „Sie ist gute Sängerin, sieht gut aus. Ich bin nicht einzige, mit dem spricht Jo über, was er hört!“

„Konkret, Marko, konkret! Hast Du irgendetwas gehört, einen bestimmten Verdacht? Geht gerade noch jemand auf Tour?“

„Du musst fragen Jo. Und Du musst nicht sein freundlich zu ihm.“

„Wo finde ich diesen Jo?“

„Ich weiß nicht von Kopf. Ich schicke Dir SMS mit Name von Club, wo er ist meistens.“

„Gut“, Adam sah zum Himmel, „das ist doch immerhin was. Also,“

„Adam, Du musst zurückholen diese Alisa“

„Ja, ja, ich tu, was ich kann. Ich melde mich, wenn ich Neuigkeiten habe“, damit legte er auf und blies eine Lunge voll Luft in die frische Nacht.

Na der macht mir Freude, dachte er. Aber trotz seines anfänglichen Ärgers über seinen Booker, fühlte er sich jetzt etwas besser. Der Gedanke, dass eine konkurrierende Band hinter Alisas Verschwinden stecken könnte, war nicht von der Hand zu weisen. Er hatte selbst schon so einiges erlebt in diesem Geschäft und er wusste gut, dass mit harten Bandagen gekämpft wurde. Selbst um jeden noch so kleinen Vorteil. Genau genommen schien es ihm im Augenblick sogar die realistischste Idee zu sein. Vielleicht jedoch nur, weil ihm solch eine Variante

irgendwie vertraut und prinzipiell sympathischer war, als Mörder und Frauenhändler.

Gerne hätte er Mirijam angerufen und mit ihr über diesen neuen Ansatz gesprochen, aber er wagte es nicht. Wer weiß, wo sie gerade war und ob ein Anruf nicht vielleicht zur unpassenden Zeit käme. So tippte er eine kurze Textnachricht in sein Handy:

„Marko meint: Konkurrenz-Band! Könnte stimmen. Was meinst Du? Lg, A“

Am liebsten wäre er gleich wieder nach Bukarest zurück gefahren, um diesen Jo zu suchen. Aber nun war er schon so weit draußen, jetzt wollte er die Möglichkeit, eventuell etwas über diesen Adrian zu erfahren, trotzdem nutzen. Und vielleicht würden sich die Dinge ja ergänzen.

Er stieg wieder in den Bus und setzte die Fahrt auf der dunklen Straße fort. Weit konnte es nicht mehr sein. Schon nach der nächsten Kurve sah er in einiger Entfernung schwach Lichter auftauchen.

Wo blieb nur die SMS von Marko mit dem Namen des Clubs, wo er diesen Jo treffen könnte? Kaum hatte er den Gedanken beendet, als sein Telefon summt. Na also, wie bestellt. Er konnte sich jetzt schon wieder beinahe freuen. Aber die Nachricht kam von Mirijam:

### **Vernissage**

„Band? Weiß nicht. Was ist mit der toten Schwester? Lg, M“

Aber war es denn überhaupt tatsächlich die Schwester? Alles was sie hatten, war eine verschwommene Photographie einer Ertrunkenen, die 500 Kilometer in der falschen Flussrichtung gefunden worden war. Ansonsten hatten sie nichts als Spekulationen.

Und gewaltige Kopfschmerzen, verspannte Schultern und Handgelenke und einen zwölfstündigen Filmriss. Eine konkurrierende Band?

Mirijam blickte auf ihr Handy, als würde sie der Nachricht, die sie soeben gesendet hatte, bis zum Empfänger hinterher sehen wollen. Sie atmete einmal tief ein und aus, dann wandte sie sich wieder den leuchtenden, neonfarbenen Ölbildern zu, vor denen sie gerade stand.

Die Galerie von Viktor Alajev befand sich in den ersten zwei Stockwerken eines mittelmäßig imposanten Jahrhundertwendegebäudes in der ‚Strada Academiei‘, einer kleineren Parallelstraße zum ‚Boulevard Nicolae Balcescu‘, auf dem Mirijam am Vortag an einigen der großen, internationalen Galerien vorbeigekommen war. Was nicht heißen sollte, dass ‚Vizible Art by Viktor Alajev‘ nicht international bekannt gewesen wäre. Ganz im Gegenteil.

Viktor galt in der Szene weit über Rumänien und Osteuropa hinaus als versierter Fachmann mit einem exzellenten Blick für Trends, als hervorragender Netzwerker, vor allem aber auch als schillernder Exzentriker und so Manchem auch als unberechenbarer Glücksritter. Die Künstler, die er in seiner Galerie präsentierte, kamen aus allen möglichen Ecken der Welt und vertraten ebenso viele verschiedene Stilrichtungen und Schulen. Was sie verband, war, dass die Attribute „normal“, „durchschnittlich“ oder „Mainstream“ mit Sicherheit auszuschließen waren. Eine Vernissage bei V.A., die nicht wenigstens einen kleinen Skandal mit sich brächte, wäre in der Branche als ausgesprochene Enttäuschung wahrgenommen worden. Aber zu solch einem Ausrutscher war es, soweit sich Mirijam erinnern konnte, noch nie gekommen.

Wobei Viktor mit seinen Extremen keinesfalls immer Erfolg hatte. Er scheute sich nicht, durchaus auch große Summen für Projekte zu

riskieren, die – manchmal durchaus zu recht – sonst niemand angreifen wollte. Bei einer ihrer früheren Begegnungen hatte er Mirijam seine diesbezügliche Philosophie einmal mit einer für ihn typisch drastischen Formel beschrieben: ‚wenn schon Scheiße, dann Vollgas.‘

Verschwenderisch war auch die Gestaltung und Einrichtung der Galerie. Verschwenderisch mit Platz und Fläche. Der Eingangsbereich, immerhin die komplette vordere Hälfte des Erdgeschosses, welches sich mit meterhohen, riesigen Schaufenstern zur Straße hin öffnete, empfing den Besucher mit vollkommener Leere. Die hohen, weißgetünchten Wände, die sich von der Decke mit einer dezenten Stuckatur absetzten, waren mit nicht einem einzigen Bild behängt, von keinem einzigen Kunstobjekt verstellt. Ihr singulärer Zweck bestand darin, Raum zu vermitteln. Der einzige Gegenstand im gesamten unteren Ausstellungsraum, war ein zierliches, schwarzes Podest, auf dem der jeweilige Ausstellungskatalog ausgelegt war.

Hier empfing Viktor, stets ebenfalls überwiegend in Weiß gekleidet, seine Kunden, Vernissagegäste, Künstler, Kollegen oder Freunde. Und wenn man ihn dabei beobachtete, glaubte man zu verstehen, dass das vermeintliche Überangebot an Platz tatsächlich nötig war, um der überschwänglichen, in jegliche Richtung ausschlagenden und nie enden wollenden Gestik genügend Raum zu bieten, die dem weißhaarigen, äußerst hageren aber geradezu beängstigend energiegeladenen Hausherrn zu eigen war. Zudem überragte dieser beinahe jeden seiner Gäste nahezu um Kopflänge und seine Arme und Beine wirkten dabei im Verhältnis zum Rumpf noch einmal überproportional lang, so dass er in seiner ganzen Erscheinung bereits selbst wie ein Geschöpf eines extravaganten Künstlers wirkte.

Auch Mirijam hatte er solchermaßen in seiner unnachahmlichen Art begrüßt. Und allein das kurze Hallo mit ein paar wenigen Sätzen Smalltalks über die lange Zeit, die man sich nicht begegnet sei, wären

aus einiger Entfernung anzusehen gewesen, wie Lockerungsübungen eines Fluglotsen.

Viktor hatte Mirijam noch in den ersten Stock begleitet, welcher den eigentlichen Ausstellungsraum beherbergte, und sich dann entschuldigt. Er müsste einige wichtige Personen ein wenig hofieren und bauchpinseln, etwas später hätte er dann ausreichend und ungestört Zeit für sie. Sie möge sich einstweilen in aller Ruhe umsehen, er wäre wie immer erpicht darauf, ihr künstlerisches Urteil zu erfahren.

Auch das Ausstellungsstockwerk geizte nicht mit Platzverschwendung. Ebenso wie im Erdgeschoss war Weiß die dominierende Farbe und vor keiner der Wände des durch eine Reihe unterschiedlich hoher Paravents in verschiedene Abschnitte und Separees geteilten Raumes wurde mehr als jeweils ein einzelnes Objekt präsentiert. Kleinere Portraits oder Skulpturen könnten hier schon mal etwas verloren wirken. Aber bei den derzeit ausgestellten Künstlern bestand diese Gefahr in keiner Weise.

Gewaltige Leinwände nutzten den ihnen gebotenen Platz selbstbewusst zur Gänze aus. Im Wahrsten Sinne des Wortes dick aufgetragene, neonschillernde Ölfarben, die aus der Nähe wirkten, als hätte jemand radioaktive Zahnpasta für einen Geschmackstest ausgebreitet, ergaben aus einer gewissen Distanz betrachtet, eindringliche, fast hypnotische Muster, die nach einer Weile anfangen Landschaften und Gestalten zu bilden, die sich durch langsame Veränderung des eigenen Standortes geradezu in bewegte Szenerien verwandeln ließen.

So in etwa hatte es auch in der Ausstellungsankündigung gestanden, die Mirijam im Internet gefunden hatte und sie war fasziniert, dass sie den Effekt tatsächlich weitgehend nachempfinden konnte. Gleichzeitig war sie froh, sich vorab informiert zu haben. Andernfalls wäre sie ernsthaft Gefahr gelaufen, die psychedelische Wirkung der Neonzahnpflege einer vielleicht doch erlittenen Kopfverletzung zuzuschreiben. Trotzdem zwang sie sich nach einiger Zeit, den Blick

abzuwenden, da das leuchtende Farbenspiel ihre Kopfschmerzen noch zu verstärken schien. Sie sah zu den großen, spiegelnden Fenstern, trat etwas näher an sie heran, um besser durch die Lichtreflexionen hindurch in die dunkle Stadt blicken zu können.

Im gegenüber liegenden Gebäude, einem etwas maroden, aber stolzen Jugendstilhaus, brannte nur in wenigen Räumen Licht. Durch ein paar Fenster fiel der typische, fahle Schein von Computerbildschirmen, in einem der oberen Stockwerke erkannte sie eine Küche. Sie sah hinunter zur Straße. Vereinzelt fuhren Autos vorbei. Auf den breiten Bürgersteigen waren ab und zu Fußgänger auszumachen. Die meisten betraten unter ihr Viktors Galerie. Ein Stück die Straße hinauf führten einige, von bläulichem Licht angestrahlte Stufen in den Souterrain eines sehr massiv wirkenden, grauen Gebäudes, dessen Fassade von marmornen Quadern bedeckt war. Ein Schriftzug flackerte über der Treppe. Eine Bar, vielleicht ein Musiklokal oder ein Nachtclub. Auf die Entfernung und durch die reflektierenden Scheiben konnte Mirijam die Buchstaben nicht entziffern.

Gerne wäre sie in ein höheres Stockwerk oder auf das Dach gegangen und hätte einen Blick über das ganze Viertel geworfen. Hier wirkte die Stadt sehr dicht und urban. Voller Geschichte und ausgesprochen europäisch. Sie musste an Wien denken, an Budapest und an ihre Heimatstadt Prag. Hier, in diesem Teil Bukarests spürte man, wie eng verbunden diese Metropolen lange Zeit gewesen waren. Sogar an Paris fühlte sie sich ein wenig erinnert. Besonders wegen dieses Vergleiches, hätte sie die Aussicht von weiter oben besonders gereizt. Sie liebte es, in Paris über die Dächer zu schauen.

„Mirijam, schönste aller Kunsträuberinnen“, als sei er direkt einer der Leinwände entstiegen, stand Viktor unvermittelt neben ihr. „Ich sehe betrübt, dass Du den Anblick uralter, verrottender Gebäude dem der farbenprächtigen Gemälde meines jungen Freundes vorziehst.“ Er deutete mit ballerinenhafter Geste durch den Raum, wo ihnen ein Mann

in hellbrauner Wildlederjacke mit dünnem, lichten, aber beinahe schulterlangem blonden Haar den Rücken zukehrte.

„Oh nein“, Mirijam hob abwehrend die Hände, „ich habe mir alles sehr intensiv angesehen. Aber dies Farben und die“, sie suchte einen Moment nach einem passenden Begriff, „die Dynamik der Bilder ist auf Dauer ziemlich anstrengend. Meine Augen schmerzen schon etwas.“ Viktor war begeistert:

„Ja, ja, ja, das stimmt. Und das muss auch so sein. Kunst will mit Schmerz genommen werden. Fast müsste man sagen, ‚wer schön sehen will, muss leiden!‘“, er lachte wenig dezent aber nicht unsympathisch.

„Wohl wahr, wem sagst Du das?“, Mirijam lächelte vieldeutig, während Viktor seinen Arm auf ihre Schulter legte und sie von der Fensterfront wegzog.

„Dann komm, Du Ärmste, lass mich Dir ein mundendes Tröpfchen kredenzen, um Dich für Deine Qualen zu entlohnen.“, wieder lachte er laut, dass es von den blanken Wänden scheppernd wiederhallte. „Und dann erzählst Du mir, was mir die Ehre Deines Besuches verschafft. Du bist zum ersten Mal in Bukarest? Jedenfalls zum ersten Mal in meinen bescheidenen Hallen, habe ich Recht? Wir sind uns ja bislang immer nur bei Kongressen, Eröffnungen oder Messen irgendwo da draußen in der weiten Welt begegnet, wir Pilgerfahrer der Kunst. Ich muss zu meiner Schande gestehen, ich weiß nicht einmal mehr genau, wo Du zu Hause bist. War es nicht Moskau, ja?“

„Zu Hause?“, Mirijam sah ihn an, als hätte er etwas besonders Absurdes gesagt, „na ja, ich schätze, das ist immer da, wo gerade mein Kosmetikköfferchen steht“, scherzte sie. Viktor sah sie mit ernster Mine an:

„Sag doch nicht so etwas Furchtbares, Mirijam. Gerade wir, die wir auf unserem Kreuzzug im Namen der Kunst sind, brauchen – wie soll ich sagen – Muttererde für unsere Wurzeln. Eine Heimat für unsere kosmopolitische Identität.“ Mirijam blickte wieder für einen Moment hinüber zu den deckenhohen Fenstern.

„Sicher Viktor, sicher. Alles zu seiner Zeit, schätze ich.“

Inzwischen hatte Viktor an der kleinen, dezent eingerichteten Bar, an der eine seiner Mitarbeiterinnen schlanke, kristallene Kelche an die Besucher ausschenkte, zwei Gläser mit einem leichten Weißwein geholt und reichte eines davon seinem Gast.

„Auf die Wurzeln, Mirijam. Auf unsere Wurzeln.“ Sie stießen an. „Nun sprich mit mir, meine heimatlose Schönheit. Was kann ich für Dich tun?“

„Ich brauche ein paar Nutten.“, erklärte Mirijam trocken und ohne Umschweife.

„Zu welchem Zweck?“ Viktor fragte im Ton eines Bankberaters, der seiner Kundschaft das optimale Sparpaket maßschneidern möchte.

„Als Model,“ und da Viktor nicht nachfragte, fuhr Mirijam von sich aus fort, „ich habe da eine junge Künstlerin, wirklich sehr talentiert. Sie arbeitet gerade an einer Serie von Selbstportraits in unterschiedlichsten Ambienten, Situationen, Berufen, wenn Du so willst. In einem Sujet möchte sie sich selbst als Prostituierte darstellen. Aber es genügt ihr natürlich nicht, sich anzuziehen wie Madonna und ihr Spiegelbild abzumalen. Sie möchte jeweils auch das Wesen erfassen. Sie strebt nach einer authentischen Metamorphose, verstehst Du?“

„Natürlich, natürlich. Das klingt sehr spannend, sehr. Und sie ist gut, sagst Du?“

Mirijam merkte, dass eine leichte Nervosität bei ihrem Gastgeber aufkam. Eine ganz bestimmte Art Ungeduld, die sie gut kannte.

„Extrem gut, Viktor. Sie wird eine Sensation! Schon allein wegen ihrer Herkunft. Sie ist eine Romni.“

Jetzt war es um Viktor geschehen. Er sah sie an, wie ein Kind, das im Nachbarsgarten ein neues Spielzeug entdeckt hat.

„Eine Romni sagst Du? Tatsächlich? Eine Romni, die sich selbst als Hure malt?“ Unbewusst blickte er seine hohen, weißen Wände entlang, als suche er bereits einen passenden Platz für ein neues Gemälde.

„Aber warum braucht sie gleich mehrere Models?“

„Oh, sie braucht nicht mehrere. Aber ich kann schlecht sagen, hier ist dein Model, friss oder stirb’.“

„Ich verstehe, natürlich, sie benötigt eine Auswahl. Natürlich.“

„Was das Ganze zusätzlich etwas schwierig macht“, fuhr Mirijam fort, „die Damen sollten der Künstlerin irgendwie ähnlich sehen.“

„Natürlich, natürlich.“, wiederholte Viktor und Mirijam konnte sehen, dass er bereits zu überlegen begann, nicht eine Sekunde hinterfragend, warum sie mit einem derartigen Wunsch gerade zu ihm gekommen war. Er selbst hatte keinen Zweifel daran, dass er der einzige sei, der jeglichen extravaganten oder noch so absurden Wunsch seiner Künstler adäquat umsetzen konnte, wenn es half, das gewünschte Resultat zu erzielen und eine möglichst einzigartige Kreation zu schaffen.

„Was plant Deine Entdeckung denn sonst noch für Motive?“, die Neugier schien ihn spürbar fast zu zerreißen. Mirijam legte mit einem unschuldigen Augenaufschlag den Zeigefinger auf ihre gespitzten Lippen.

„Ich kann nicht alles auf einmal verraten.“ Sie lächelte sanft.

„Selbstverständlich.“ Viktor blickte verschwörerisch. Es war offensichtlich, dass beide das Spiel genossen, dass sie, jeder auf seine Art, in Perfektion beherrschten.

„Nun ja,“ fuhr er fort, „ich bräuchte sicherlich eine Art Vorlage. Hast Du eventuell ein Bild von der Dame?“ Sie deutete ein Nicken an und schloss kurz die Augenlider, dann holte sie einen Umschlag aus ihrer Handtasche, in dem sich das Künstlerportrait von Alisa befand. Sie hatte es sich von Adam geben und im Hotel kopieren lassen, bevor sie sich aufgeteilt hatten. Sie reichte Viktor das Bild.

„Oh mein Gott!“, entfuhr es dem Galeristen. Er sah Mirijam mit glänzenden Augen an. „Sie ist eine Göttin!“

Mirijam lachte kurz auf.

„Ich sagte doch, sie wird eine Sensation.“ Sogleich zeigten sich tiefe Sorgenfalten auf Viktors blasser Stirn.

„Aber jemanden zu finden, eine Prostituierte, nein, mehrere gleich, wie Du sagst, die dieser Märchenprinzessin ähnlich sehen? Das ist keine leichte Aufgabe, Mirjam!“ Sie sah ihn mit einem verschmitzen Lächeln an:

„Viktor, wäre ich denn sonst zu Dir gekommen?“

Er richtete sich zu voller Größe auf und stellte sein Glas auf die Theke.

„Warum trinkst Du nicht noch ein Glas Wein und betrachtest noch ein wenig“, er zwinkerte zweimal hektisch und machte eine schwungvolle Geste, die quer durch den Raum zu reichen schien, „meine Fenster. Ich werde kurz ein paar Telefonate führen.“

Mirijam hob abwehrende die Hände und gab sich bescheiden:

„Nein, nein, Viktor, Du musst deswegen jetzt nicht sofort Deine Gäste vernachlässigen.“

„Bemüh Dich nicht, dafür kenne ich dich zu gut“, er grinste bubenhaft, „und Du mich.“ Damit drehte er sich pirouettengleich um und eilte mit langen Schritten durch den Raum und die große Treppe hinab, zu seinen Büroräumen, die sich im hinteren Teil des Erdgeschosses befanden. Mirijam folgte seiner Empfehlung, ließ sich ein weiteres Glas einschenken und tat einen entspannten Seufzer. Sie war ausgesprochen zufrieden mit sich. Dann ging sie wieder hinüber, um aus den Fenstern zu schauen.

## **Roter Mond**

Im großen Veranstaltungssaal des Gasthauses sorgten noch die langen, unbedeckten Neonröhren für relativ helle, ungemütliche Beleuchtung. Später am Abend, wenn das große Orchester auf die Bühne käme,

würden die Röhren abgeschaltet werden. Nur die Öllampen, von denen je vier paar an jeder der Wände angebracht waren, würden dann flackerndes Licht spenden und eine Atmosphäre verbreiten, die an vergangene Tage erinnerte, während zwei mit farbiger Folie bespannte Scheinwerfer das breite, hölzerne Podest am Kopfende des Raumes mit ihren Strahlen erst in eine richtige Bühne verwandelten. Dorthin würde sich dann die ganze Aufmerksamkeit in der sonst so schmucklosen Halle richten.

Aber jetzt, während des Vorprogramms, sollten die nach und nach eintreffenden Gäste gut zu ihren Plätzen finden. Sie sollten Getränke und Speisen bestellen und noch gar nicht allzu sehr abgelenkt werden, von dem, was auf der Bühne dargeboten wurde.

Dort saßen auf lehnlosen Schemeln vier Männer im Halbkreis. Zwei von ihnen hatten Gitarren vor sich auf dem Schoß. Einer, der etwas vorgerückt in der Mitte saß, spielte eine dreiseitige Bouzouki, neben ihm auf dem Boden lag eine Violine. Der vierte Mann hielt ein aus silbrig dunkelgrauem Blech geformtes Gefäß zwischen den Knien eingeklemmt, das an eine ländliche Milchkanne erinnerte. Und tatsächlich heißt dieses Instrument auch ‚Kana‘ und ist das wichtigste Perkussionsinstrument der Roma.

Die vier Musiker spielten ein sehr ruhiges, langsames Stück in einem getragenen Dreivierteltakt. Die Bouzouki gab, in der für sie typischen, tremoloartigen Spielweise, die Melodie vor, welche der Kanaspieler, der ganz links außen saß, an bestimmten Stellen mit brüchiger, fast heiserer Stimme mitsummte.

Die Herren, alle bereits ältere Semester, trugen schwarze Anzüge mit dunkelroten, brokartartigen Gilets unter den Jacketts. Zwei von ihnen trugen dunkle Hüte aus Filz, mit einer breiten Krempe, zwei hatten buschige, schwarze Schnauzbärte, die in auffälligem Kontrast zu ihren

grauen, kurzen Haaren standen und denen unübersehbar regelmäßig viel pflegende Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Ihr Lied erzählte von einer Welt außerhalb von neonbeleuchteten Gasthaushallen. Es stammte aus der Zeit der Öllampen und berichtete von einer Familie, die auf einem Stück Land an einem ruhigen Fluss lebte. Irgendwo auf der anderen Seite des Meeres.

Es war eine große Familie mit einer Schar an Enkeln und Urenkeln. An einem Sonntag vor sehr vielen Jahren traf sich die ganze Familie um die Hochzeit zu feiern, eines der jüngeren Söhne. Auf einer Lichtung an einer sanften Biegung des Flusses waren lange hölzerne Tische aufgebaut und Bänke. Über einem offenen Feuer hing ein großer Kessel mit einem besonderen Eintopf und über einem zweiten Feuer drehte sich ein Kalb, das zur Feier des Tages geschlachtet worden war. Es gab frisches Brot, Reis und reichlich schweren Wein.

Viele Familienmitglieder hatten Instrumente mitgebracht und wer nicht gerade aß, den Grill bediente oder das Feuer schürte, er spielte auf seinem Instrument gemeinsam mit allen anderen, sang oder tanzte oder klatschte den Rhythmus mit für die Tanzenden.

Als die Sonne unterging, wurden Fackeln angezündet, Kinder schliefen unter den Tischen oder auf den Schößen ihrer Mütter und Großmütter. Niemand würde nach Hause gehen. Drei Tage und drei Nächte würde das Fest dauern und alle würden zusammenbleiben und abwechselnd musizieren, tanzen, essen, trinken.

Aber als der Mond voll war und am höchsten stand, kamen Männer aus einem nahe gelegenen Dorf. Sie hatten Säbel mit sich und Äxte und Spieße und Keulen. Sie fielen über die Gesellschaft her und erschlugen, erstachen und ermordeten jeden, den sie erwischen konnten. Sie

machten keinen Unterschied zwischen Frauen, Kindern und Alten. Und als ihre Raserei schließlich ein Ende fand, war niemand mehr am Leben.

Sie stießen die Feuerstellen um, so dass das trockene Gras ringsum und das Buschwerk schnell Feuer fing und die ganze Lichtung hell leuchtend in Flammen aufging und das Massaker verschluckte.

Durch den Rauch hindurch färbte sich der Mond tiefrot, ebenso wie das Wasser des Flusses, der das Blut der Ermordeten aufzog und fortspülte, quer durch das ganze Land.

Nur wie durch ein Wunder hatte sich das junge Hochzeitspaar in den Wald retten können und es floh, ohne sich umzusehen und ohne stehen zu bleiben, bis es entkräftet auf fernen Äckern rastete und von dort weiter nach Osten zog, bis es sich in Sicherheit fühlte und am Rand eines abgelegenen Waldes bei einem kleinen Gewässer ein neues Heim baute und eine neue Familie gründete.

Aber seit jener Zeit, einmal im Monat, wenn der Mond voll ist und am höchsten steht, färbte sich fortan das Wasser des Flusses hinter dem Haus blutrot, um an die Vorfahren zu erinnern, die ihr Leben lassen mussten, in der fernen Heimat, die ihnen keine Heimat sein wollte.

Das Lied vom roten Mond hatte eigentlich nur drei Zeilen, die sich einige Male wiederholten und er hatte sich schon als Kind gefragt, wie eine so lange Geschichte mit so wenigen Worten erzählt werden konnte. Mit Worten, in einer Sprache, die er gehört hatte, so lange er denken konnte und die er doch nie verstehen gelernt hatte. Aber genau so war ihm die Geschichte erzählt worden, zu dem Lied, das seine Mamuschka oft für ihn gesungen hatte. Jene dunkelhaarige, glutäugige alte Frau, bei der er einen Teil seiner Kindheit verbracht hatte, während sein Vater als Soldat weit weg gewesen war, in einem unwirtlichen Land, dessen Namen ‚Afghanistan‘ er damals als Kind nicht einmal aussprechen konnte. Und

während seine Mutter in einer großen Fabrik gearbeitet hatte, die so weit von ihrem Dorf entfernt gewesen war, dass sie der Bus aus der Fabrik immer erst nach Hause gebracht hatte, wenn er bereits eingeschlafen war.

Georgij seufzte. Jetzt war er es, der weit weg war von seiner Familie. Von seiner wunderschönen Frau, von ihrem zweijährigen Sohn. Es war eigenartig, dieses Lied gerade jetzt wieder zu hören, nach so vielen Jahren. Und obwohl es eine so traurige Geschichte erzählte, gab es ihm ein warmes, vertrautes Gefühl und er nickte den Musikern dankbar zu, als diese geendet hatten, auch wenn sie ihn von der entfernten Bühne aus sicherlich gar nicht sehen konnten.

Georgij blickte sich in dem inzwischen schon beinahe gefüllten Raum um, als müsse er sich erst zurechtfinden, obwohl er bereits vor über einer Stunde eingetroffen war.

Zusammen mit Yevgen, seinem Kameraden und Adjutanten, der in diesem Moment auf seine Uhr schaute und ihn fragend ansah:

„Und Sie sind sicher, dass sie kommen werden, Sir?“

Georgij nickte halb abwesend zu seinem Untergebenen hinüber:

„Es ist noch früh. Keine Sorge Yevgen, sie werden kommen. Ganz sicher. Ganz sicher.“ Dann wandte er sich wieder zur Bühne, um das nächste Stück anzuhören.

## **Loredana**

*Adam hatte sich beinahe so etwas gedacht, aber nun stand er doch etwas unschlüssig vor den Gebäuden, deren dunkle Silhouetten sich fast wie Filmkulissen gegen den noch dunkleren Nachthimmel abzeichneten.*

**Folge #011 ab 05.02.2010 auf [www.facebook.com/daniel.carinsson](http://www.facebook.com/daniel.carinsson)  
& [www.carinsson.com](http://www.carinsson.com)**

**Daniel Carinsson-G'Kay**

Facebook: [www.facebook.com/daniel.carinsson](http://www.facebook.com/daniel.carinsson)

Blog: [www.carinsson.com](http://www.carinsson.com)

E-Mail: [daniel.carinsson@gmail.com](mailto:daniel.carinsson@gmail.com)

Baro Drom - Der lange Weg



Fortsetzung folgt...